

Berliner Volks-Tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.



Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 893 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1890.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediente:
„Volksblatt“ Deuth-Strasse 3.

Nr. 23.

Sonnabend, den 7. Juni 1890.

IV. Jahrgang.

Der evangelisch-soziale Kongress. — Zum schweizerischen Niederlassungsvertrag. — Amtliche Vertheidigung der Koalitionsfreiheit. — Parlamentarische Untersuchungskommissionen. — Kreuzzeitungsnaivitäten. — Verschiedenheiten des Gemeinwahlrechtes in Preußen. — Erfahrmittel für das fallende Sozialistengesetz.

Gegenpart. Gedicht von Karl Henschel. — **Novelle von Nicolaus Krauß.** — Die patriarchalische Ehe. — Ein kapitalistischer Spaziergang II. — Zur vergleichenden Lohnstatistik. — Ein Verzweiflungsschrei des kleinen Handels- und Gewerbestandes.

Der evangelisch-soziale Kongress.

Der evangelisch-soziale Kongress ist beendet. Ein näheres Eingehen auf denselben kann man sich bei der bekannten Einflußlosigkeit der Kirche in der protestantischen Bevölkerung ersparen.

Daß die hohen kirchlichen Herren Würdenträger außerordentliche Lust bezeigen, auch in der sozialen Frage ein Wortlein mitzusprechen, ist nicht weiter wunderbar; ebenso wenig wunderbar aber ist es auch, daß weder Hüben noch Drüben, weder bei den Arbeitern noch den Lohnherren darauf geachtet wird. Die Kirche hat eben längst aufgehört, beim Volke Glauben zu finden. Ihre Einnisungen in das Privatleben durch Taufe, Konfirmation, Einsegnung der Ehe, durch Feste, Reden u. s. w. läßt sich die Masse freilich noch immer ruhig gefallen, aber keine tiefere Wirkung geht von jenen davon aus.

Den großen Kämpfen der Gegenwart fehlt indessen jeder, auch der äußerlichste kirchliche Nimbus. Dem möchte man gern abhelfen.

Die Arbeiterschaft rührt sich, sie stellt ihre Forderungen mit einem solchen Nachdruck auf, daß die offizielle Gesellschaft Respekt bekommt und wenigstens einige Konzessionen zu machen willens ist. Offenbar ein Vorgang des reinen Klassenkampfes! Die Arbeiter fordern, ohne auch nur daran zu denken, ob die christliche Kirche damit einverstanden ist oder nicht, und die Kapitalisten, wenn sie einen Schritt zurückweichen, thun es natürlich nur der Noth gehorchend; giebt es eine geistige Macht, die ihnen in diesem Streite etwas abzuwingen vermag, so ist es die öffentliche Meinung; die öffentliche Meinung aber hat sich längst von der kirchlichen Leitung völlig emanzipirt. Nicht einmal auf diesem indirekten Wege hat die Geistlichkeit Aussicht, in den Kampf der Parteien wirksam einzugreifen.

„Du denkst, du schiebst und wirst geschoben“, dies Göthe'sche Wort kennzeichnet die soziale Rolle der heutigen Kirche. Die „echt christlichen“ Reden von Stöcker und Konforten, nebst aller Vereins- und Zeitungsgründerei, über welche der Kongress berieth, vermögen nicht, den Lauf der Zeiten auch nur um ein Spanne abzulenken; Wenn der Kirche ihre sozialen Aufgaben plötzlich einsinken, so ist das allerdings bedauerlich, aber nur als Zeichen der Zeit, als einer der vielen Schatten, welche die Bewegung des Proletariats nach allen Seiten wirft.

Der protestantischen Kirche, welche seit jeher ihre Ehre, darin setzte, eine „staatsbehaltende Macht“ zu sein, ist in der Ära der Sozialreform ihre Haltung durch die Lage der Dinge vorgeschrieben. Man hat zwischen „gerechten“ und „ungerechten“ Forderungen der Arbeiter zu unterscheiden, jene wird der Staat erfüllen, diesen muß er mit allen Mitteln entgegenreden. Die Kirche hat die Aufgabe, den Glauben an Gott und den bekannlich von Gott eingesetzten Monarchen neu zu beleben. Gelingt das, so wird die Arbeiterschaft mit Erfüllung ihrer „gerechten“, d. h. vom Staat im eigenen Interesse approbirten Wünsche zufrieden sein. Die Milch der frommen Denkungsart wäre ihr wieder an Stelle des revolutionären Giftes eingeeimpft, und die Kirche, der „überirdisch-irdische“ Doktor, könnte seinem lieben Patienten Staat zur Genesung gratulieren.

Man darf beruhigt sein, die Kur wird nichts verschlagen.

Zum schweizerischen Niederlassungsvertrag

schreibt der „Sozialdemokrat“ in Bern:
Die deutsche Regierung hat sich herbeigelassen, eine Erneuerung des von ihr gekündigten Niederlassungsvertrages anzubahnen. Aber was ist nun der „Erfolg“ der bezüglichen Unterhandlungen?

In einer Bemerkung eines Nachtragsprotokolles wird der Schweiz gestattet, Deutsche auch ohne Immatrikulationschein der deutschen Gesandtschaft als Asyl zu beherbergen. Im Vertrage selber aber erhält der Bismarck'sche Standpunkt vollen Ausdruck, daß zur Niederlassung von jedem Deutschen eine Bewilligung der deutschen Gesandtschaft (Immatrikulationschein) verlangt werden müsse.

Während also früher, bis zur Bismarck'schen Interpretation ad hoc, nach jedermanns Auffassung der Besitz gewisser Schriften nur die Bedingung war, unter welcher der Deutsche ein verträgliches, allerdings nur durch seine Regierung geltend zu machendes Recht auf Niederlassung bei uns hatte, während im übrigen die Aufnahme aller beliebigen Deutschen bei uns nach unserem freien Gutdünken, nach wie vor dem Vertrage außer Diskussion stand, erscheint heute die Niederlassungssache in der Weise geordnet, daß man uns vorschreibt, als die Regel, gewisse Papiere (Erlaubnis der deutschen Gesandtschaft) von den bei uns sich dauernd aufhaltenden Deutschen zu verlangen; daß man aber daneben als Zugeständnis für besondere Fälle unser Recht anerkennt, auch Deutschen ohne solche Papiere das Asyl zu gewähren.

Auf diese Weise werden, wie auch die „Revue“ anführt, ausdrücklich zwei Kategorien Deutscher in der Schweiz geschaffen, die Kategorie derer, welche sich mit Erlaubnis ihrer Gesandtschaft als Niederlassungsberechtigte bei uns aufhalten, und die Kategorie derer, welche „im Namen und unter dem Schutze des Asylrechtes“ ohne Erlaubnis ihrer Gesandtschaft bei uns wohnen. „Für diese letzteren werden wir“, fügt die „Revue“ bei, „ganz besonders verantwortlich sein; aber es wird uns auch leichter sein, sie zu überwachen.“

Damit sind alle diejenigen Deutschen, welche die deutsche Regierung aus irgend einem Grunde nicht gerne bei uns sieht, und denen die Gesandtschaft deshalb einen Immatrikulationschein verweigert, von vornherein in die Klasse politischer Asylgenössiger verwiesen und der Aufmerksamkeit unserer politischen Polizei empfohlen.

Der „Erfolg“ der neuen Niederlassungsvertragsverhandlungen mit Deutschland ist also wesentlich der, daß wir der deutschen Regierung in ihren Bestrebungen, in unserem Fremdenpolizeiwesen mehr „Ordnung“ zu schaffen, nun besser als vorher dienen. Die stärkere Betonung und die Verschärfung der verträglichsten Niederlassungsbedingungen entsprechen ausschließlich diesem Zwecke.

Weil deutscherseits (bekanntlich von Bismarck senior und junior) seinerzeit zu bestimmten Zwecken beliebt wurde, dem bestehenden Vertrage eine politisch ganz unnütze Auslegung zu geben, mußten wir, um dem Ansehen dieser Auslegung zu entgegen, soweit nachgeben, daß wir alle ohne ausdrückliche Bewilligung ihrer Gesandtschaft bei uns sich aufhaltenden Deutschen als politisch anrüchliche und zu überwachende Asylisten erklären ließen.

Das ist ein weiterer Fortschritt auf der bekannten reaktionären Bahn unserer auswärtigen Politik seit geraumer Zeit!

Eine amtliche Vertheidigung der Koalitionsfreiheit.

Charles F. Ped, der Arbeitsstatistiker des Staates New-York, hat soeben seinen siebenten Jahresbericht ausgegeben.

Wie gewöhnlich, schickt er seinem sehr reichhaltigen und übersichtlich angeordneten statistischen Material eine längere Erörterung über die Kämpfe der Arbeit gegen das Kapital voraus. Wie schon in früheren Jahren, stellt er sich rückhaltlos auf die Seite der Arbeiter, tritt

für ihr Organisationsrecht und für den Streik als Kampfmittel ein. Freilich geht er über den Gewerkschaftsstandpunkt nicht hinaus, aber aus einer Reihe von Bemerkungen geht doch hervor, daß er wohl sieht: hier stehen unverföhnlische Interessen einander gegenüber.

Die einzige Andeutung, welche vermuthen läßt, daß er auch über den Streik hinaus auf eine andere Gestaltung der Dinge zu blicken scheint, liegt darin, daß er den Streik für ein zwar „rüdes“, aber doch heilsames Mittel ansieht, welches so lange in Gebrauch bleiben werde, „bis man einen mehr philosophischen (?) Ausweg entdeckt hat.“ Der Streik sei eine Kriegswaffe, die sehr oft erfolgreich gewirkt habe und zwar so nachhaltig, daß Fabrikanten, die früher jede Forderung ihrer Arbeiter zurückgewiesen hätten, jetzt es durchaus mit ihren Interessen vereinbar halten, gewisse Rechte der Arbeiter anzuerkennen. Ped weist sogar andeutungsweise darauf hin, daß selbst die Regierungen beginnen, einen solchen Standpunkt einzunehmen.

Sogar Auflehnungen gegen das Gesetz redet Ped gewissermaßen das Wort, wenn er schreibt:

„Gewiß ist es, daß es eine Pflicht des Gehorsams gegen das Gesetz giebt. Aber handelt die Behörde gesetzmäßig, wenn sie das Unrecht bereinigt?“

Unterwürfigkeit unter ein unabänderliches Uebel ist vielleicht ein Anstich der Arroganz oder der Resignation, nicht aber der Gerechtigkeitliebe und der Moral. Jede Bewegung, welche die Aufhebung eines bestehenden Unrechtes bezweckt, muß den Charakter eines Kampfes annehmen, innerhalb oder außerhalb der Grenzen des Gesetzes.

Von denjenigen, welche es sich zur Gewissenssache machen, alles Unrecht über sich ergehen zu lassen, sagt man, sie hätten den Gipfelpunkt des Menschenthums erklimmt; dem steht aber jener andere Satz gegenüber, daß die Geduld der Ungerechtigkeit, das Unrecht, gegen welches wir uns immer auflehnen sollten, nur noch ermutigt.

Der Arbeiter, dieser Produzent, der mit seiner Geschicklichkeit und Fleiß so Enormes für das allgemeine Beste hervorbringt, hält sich zu einem größeren Antheil an dem unmittelbaren Ertrage für berechtigt.

Ein Quarter oder ein halber Dollar mehr pro Tag ist nicht viel für den Fabrikanten, der den Verlust auf die Schultern der Konsumenten abwälzen kann, aber er ist von Werth für den Arbeiter.

Ohne gegen die Fabrikanten aufbegehren zu wollen, liege es doch auf der Hand für jeden ehrlichen Beobachter, daß der Unternehmer gar keinen Sinn haben könne für den Begriff „gerechte Löhne.“ Außerhalb der Fabrik mag er vielleicht Philanthrop sein. In seiner Geschäftsosfice stehe er in Konkurrenz mit seinen Angestellten.

Dann weist Ped nach, daß der Arbeiter das Opfer der „schlechten Geschäftszeiten“ sei, daß aber seine Lage mit den aufsteigenden Zeiten sich nicht wieder bessere, wenn er nicht selbst ganz energisch dies fordere. Daß ein Fabrikant nur „den Arbeitern zu Liebe“ auch in schlechten Zeiten weiter arbeiten lasse, komme äußerst selten vor.

Ped singt dem Streik der Gegenwart ein Loblied und sagt, noch vor 50 Jahren sei ein Zustand von Gewaltthaten begleitet gewesen, jetzt sei er eine Selbstaufopferung aus Prinzip, aber daher komme auch der Unternehmer dem Arbeiter auf demselben Wege entgegen und zwar im eigenen Interesse, weil er weiß, daß sein Kapital an Werth verliert, wenn es nicht in steter Aktion bleibt.

Und daß dieses Resultat durch die Macht der Arbeiterorganisation erzielt wurde, darüber können keine Zweifel mehr obwalten.

Nach einem kurzen Hinweis auf die Steigerung der Löhne der Arbeiter in England beginnt dann die Aufzählung des eigentlichen statistischen Materials aus dem Staate New-York.

Am wichtigsten sind für uns diejenigen Resultate des Berichts, welche sich auf das Verhältnis der Kriegskosten im Streik zu den erlangten Vorteilen oder abgewehrten Nachtheilen beziehen.

Von relativ geringerer Bedeutung ist es nach unserer Ansicht, wenn im Bericht konstatiert wird, daß die auf Lohnerhöhung gerichteten Streiks während der letzten 5 Jahre, bei einer Beteiligung von 67 804 Arbeiter, eine Zunahme der Löhne für diese Arbeiter um 18,6 Mill.

Dollars erwirkt haben, was auf den Kopf eine Lohnerhöhung um etwa 1 Dollar pro Woche ausmachen würde.

Von ausschlaggebender Bedeutung dagegen ist die Frage: in welchem Verhältnis die Kriegskosten aller Arten von Streiks zu den erlangten Vorteilen oder abgewehrten Nachteilen stehen. Die Errungenschaft einer Lohnerhöhung wird oft und für sich allein mit Leichtigkeit seitens der Arbeitgeber wieder rückgängig gemacht. Insofern, als jene 67 804 Arbeiter nur um Lohnerhöhung gestreikt haben und ihr Kampf nicht zugleich der einer starken Organisation war, ist es wahrscheinlich, daß der errungene Vorteil nur ein momentaner gewesen ist.

Von viel größerer Bedeutung sind diejenigen Streiks, bei denen es sich um Abwehr einer Reduktion des Lohnes handelt, was beinahe in allen Fällen das Vorhandensein einer guten, dauernden Organisation auf Seite der Arbeiter voraussetzt.

Von noch größerer Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft der Arbeiterbewegung sind jene Streiks, welche zur Aufrechterhaltung der Organisation unternommen werden. Und schon der Uebergang von der Defensiven zur Offensiven, der Uebergang zum Angriff auf das Herz des kapitalistischen Systems betätigt sich im Kampf um Verkürzung der Arbeitszeit.

Es fragt sich nun, wie viel haben alle diese und sonstige Arten von Streiks zusammen den beteiligten Arbeitern während der letzten 5 Jahre gekostet und was ist mit allen diesen Kämpfen erzielt worden?

Nun, der Bericht sagt uns, daß im Ganzen **9384 Streiks** für die Periode 1885—89 dem Bureau gemeldet wurden. Davon waren **4432 erfolgreich, 1434 theilweise erfolgreich, 3468 erfolglos** und 50 am Ende des genannten Zeitraums noch in Schweben. Beteiligt waren an diesen Streiks 338 019 Personen, und der Verlust an Löhnen, zusammen mit den Kosten der Organisationen (Unterstützungen und sonstige Streikkosten), beziffert sich auf 9 253 175 Dollars.

Das ist also der Betrag der Kriegskosten für alle Arten von Streiks.

Dem gegenüber steht als Summe des abgeschätzten Gewinns an Löhnen — auch diejenigen Fälle eingerechnet, wo Streiks gegen Lohnreduktion ganz oder theilweise erfolglos waren oder wo es sich überhaupt gar nicht um die Lohnfrage handelte — die Summe von 18 623 060 Dollars, was bei allen Niederlagen und Rückschlägen und bei allen auf Organisationsrecht und Arbeitszeitverkürzung gerichteten Kämpfen immer noch einen direkt in Geld ausdrückbaren **Gewinn von 28 Dollars (112 Mark)** für den Kopf der beteiligten Personen ergibt.

Zudem meldet das Bureau in Bezug auf Streiks um Verkürzung der Arbeitszeit, daß 1255 derselben erfolgreich gewesen sind.¹⁾

Die Größe des Werths der sonstigen, nicht auf die Geld- und Lohnfrage bezüglichen Vorteile und abgewehrten Schädigungen ist einfach unberechenbar. Die Hauptsache ist dies: der große Körper der organisierten Arbeit ist da, ist größer, stärker, innerlich gesünder und kampftüchtiger, denn jemals.

Die Erfahrungen aus den Kämpfen der letzten fünf Jahre werden nicht verloren sein, sie werden dazu dienen, dem Geist des Sozialismus in diesem Körper mehr und mehr Heimathsrecht und Herrschaft zu erobern.

Herr Charles F. Peck ist nicht Sozialist und gesteht das daher auch nicht zu, aber seine schwerwiegenden Worte für die Arbeiterorganisationen und ihre Erfolge stehen doch hoch über allen Urtheilen, die bei uns von amtlicher Seite, selbst in der „neuen Aera“, über die Kampf- und Bertheiligungs-Genossenschaften der Arbeiter laut werden.

Parlamentarische Untersuchungskommissionen.

Die sozialdemokratische Fraktion im deutschen Reichstag hat einen Antrag eingebracht, wonach in die Verfassung des Deutschen Reiches ein Artikel aufgenommen werden soll, welcher dem Reichstage die Möglichkeit giebt, Kommissionen zur Untersuchung sozialer und ökonomischer Verhältnisse und Mißstände einzusetzen. Diesem Antrage zufolge soll der betreffende Zusatz zur deutschen Reichsverfassung nachstehenden Wortlaut haben:

„Der Reichstag hat das Recht, behufs seiner Information Kommissionen zur Untersuchung von Thatsachen zu ernennen. Diese sind berechtigt, Zeugen und Sachverständige auch eidlich zu vernehmen, überhaupt alle Erhebungen zu veranstalten, welche sie zur Klärung von Thatsachen nöthig erachten. Die Behörden sind gehalten, diesen Kommissionen bei Ausübung ihrer Amtspflicht die innerhalb der gesetzlichen Grenzen ihrer Aufgaben geforderte Unterstützung zu gewähren. Die Mitglieder erhalten eine Entschädigung für den Zeitverlust, deren Höhe reichsgesetzlich festgesetzt wird.“

Der Wiener „Vorwärts“ bezeichnet diesen Antrag als höchst zeitgemäß. Er schreibt:

Wenn auch nicht zu erwarten ist, daß das gegenwärtige deutsche Parlament, das seiner Mehrheit nach eine Junker- und Bourgeoisvertretung ist, diesen gerechten und nach unseren Erfahrungen gerechtfertigten Antrag annimmt, so ist derselbe doch freudig zu begrüßen. Wir hegen nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Passus einmal nicht nur in der Reichsverfassung des unter der Bezeichnung „Deutschland“ bestehenden Staatenkonglomerats, sondern in die Verfassungen aller Länder aufgenommen werden wird. Denn die Verhältnisse drängen zu solchen Untersuchungen.

In den verschiedenen Parlamentsberichten stoßen wir

sehr häufig auf allerlei durch Thatsachen erhärtete Anschuldigungen, welche von einzelnen Deputierten gegen dieses oder jenes Faule im Staate erhoben worden sind. Wir sehen öfters als gut ist, daß dieser oder jener Minister oder dessen Adlatus die ganze Sache einfach in Abrede stellt und mit einigen mehr oder minder geschmackvollen Witzgeleien über die mitunter schwerwiegenden Angriffe hinwegvollzieht. Die Geschichte ist dann vorbei — unter dem verbindlichen Gelächter der „Volks“vertreter wird von dem von der Mehrheit dazu förmlich angestellten Deputierten die herrliche parlamentarische Rundtodmachungs-Erfindung „Uebergang zur Tagesordnung“ in Anwendung gebracht, und alles löst sich in eitel Wohlgefallen und „schallende Heiterkeit“ auf. Solcherart wird häufig eine sehr wichtige, gewissen Leuten allerdings recht unbequeme Angelegenheit sang- und klanglos, aber nicht klaglos von Seite der Beteiligten, aus der parlamentarischen Welt geschafft. Nur aus der parlamentarischen Welt — für die übrige Menschheit bleibt die Sache doch bestehen. Man kennt die Uebelstände, die lustig fortwuchern, verzeihelt aber schier an der Möglichkeit, sie jemals ausmerzen zu können.

Anderes jedoch könnte es werden, wenn es in dem Belieben der Parlamente läge, Kommissionen zur Untersuchung von Thatsachen zu ernennen; wenn diese Kommissionen Zeugen und Sachverständige eidlich zu vernehmen das Recht hätten, und so alle jene Erhebungen veranstalten könnten, die zur Klärung von Thatsachen nöthig erachtet werden. Dann würden gewisse Geschichten, welche heute durch einfache Ableugnungen oder mehr minder gute „Spaßzetteln“ abgethan werden, in einer ganz anderen Beleuchtung erscheinen.

In der Verfassung des Landes, in dem wir arbeiten, um leben zu können, würde ein solcher Passus, wie ihn unsere Genossen im deutschen Reichstage beantragen, sehr nützlich sich erweisen. Es ist nicht unsere Sache, hier auf allgemeine Beispiele uns zu beziehen, denn diese liegen dem Programm dieses Blattes fernab. Aber in der jüngst zu Ende gegangenen Tagungszeit der österreichischen Reichsvertretung hat sich eine Episode abgespielt, die uns Bucharbeiter besonders interessieren mußte und die einen ähnlichen Verlauf nahm, wie wir ihn vorhin als typisch aufstellten. Der Abgeordnete Bernerstorffer war in der 401. Sitzung der zehnten Session so neugierig, über die Zustände in einem der öffentlichen Kontrolle unterstehenden Drucketablissement allerlei wissen zu wollen. Der Mann ist — wie es ihm seiner unverantwortlichen Neugierde wegen gebürte — gründlich mit dem sinnigen Refrain abgeführt worden: „Und es ist ja alles nicht wahr.“ Ein paar mehr oder weniger spasshaft sein sollende „Aperçus“ über Druckfehler und die erheitende Wirkung der Reichsrathsprotokolle bei der Abendlektüre machten der unbequemen Frage ein lustiges Ende. . . . Mehrere Tage nach diesem „erheitenden“ parlamentarischen Intermezzo veröffentlichten die Gewährsmänner des Abg. Bernerstorffer, der, wie aus seiner Rede zu ersehen, sehr gut informiert worden war, die zwar kurze, aber inhaltschwere Erklärung, daß alle ihre Behauptungen voll und ganz der Wahrheit entsprächen, und daß sie dieselben nach wie vor vollständig aufrecht erhielten.

Was resultirt nun für den Unbetheiligten, der bloß oberflächlich, also ohne sich etwas dabei zu denken, die meist sehr einseitig gehaltenen Berichte über die Reichsrathsitzungen in den verschiedenen Revolver- und Kanonenblättern liest, wenn er zum Schlusse der erbaulichen Lektüre erfährt, daß „alles nicht wahr sei“? Man nimmt an, der Abgeordnete habe leichtsinnig, bloß um mit etwas Sensationellem zu glänzen, unbegründete Vorwürfe erhoben, und hält dessen Gewährsmänner, die wir als höchst ehrenwerthe und charaktervolle Genossen kennen, für altweibische Klatscher oder gar für bössartige Lügner, welche die Leitung eines in den Augen gewisser Leute „hoch“ dastehenden „Kunst“-instituts verdächtigen, ihm den gebührenden Ruhm rauben wollten. Die Massen wissen ja nichts von den Geheimnissen mancher grauen Häuser. Nur die Eingeweihten, die Beobachtenden wissen. Und diese sagten, wie sie auf Ehre und Gewissen öffentlich behaupten, die Wahrheit. Daß aber die Wahrheit Wahrheit ist, wird im Parlament einfach in Abrede gestellt. . . .

Wie ließe sich nun solchen Dingen ein Ende machen? Am sichersten durch Einrichtungen, wie sie die Genossen im deutschen Reichstage vorschlagen. Hätten Bernerstorffer und dessen Parteifreunde das Recht gehabt, die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der vorgebrachten Thatsachen mit dem Apparate von beideten Zeugen und Sachverständigen sowie genauen Erhebungen an Ort und Stelle zu verlangen, dann würde sich gezeigt haben, daß die von Bernerstorffer gerügten Zustände und alles, was er sonst über das gedachte Drucketablissement vorbrachte, entweder wirklich wahr oder bloß „erfunden“ ist. Nicht nur Bernerstorffer und seine politischen Freunde, auch die übrige Welt hätte erfahren, daß die Gewährsmänner des Abgeordneten mit der Wahrheit nicht den mindesten Mißbrauch getrieben. . . .

Weil wir ein so prächtiges Beispiel vor uns haben, darum gefällt uns der von der sozialdemokratischen Fraktion des deutschen Reichstages geplante Antrag ausnehmend gut, und wir möchten wünschen, daß sich auch in unserem (österreichischen) Parlament einmal Männer fänden, welche einen solchen Antrag stellten und — auch annähmen. Anlässe, ihn zu stellen, ihn zum Gesetze zu machen, wären genug vorhanden. Und daß die Aufgaben solcher Kommissionen sehr dankenswerthe wären, das glauben wir garantieren zu können.

Kreuzzeitungsnaivitäten.

Ueber die sozialpolitischen Aufsätze der „Kreuzzeitung“ sind wir schon öfters in Erstaunen gerathen; zum Theil wegen der eigenthümlichen Frische und Offenherzigkeit, mit welcher sie Dinge sagt, welche hinreichen würden, ein sozialdemokratisches Blatt sofort zu verbieten, wenn es sich solche Freiheiten herausnähme; zum Theil wegen der ganz unglaublich naiven Unwissenheit in sozialen Dingen, selbst in den einfachsten, grundlegendsten Theorien.

Unter der Aufschrift „Zur Sozialpolitik“ hat sie kürzlich wieder einen Artikel gebracht, welcher ihre sozialreformerischen Gedanken enthält. Die Getreidezölle haben danach deshalb keinen Nutzen gebracht, weil man mit ihnen allein das herrschende System nicht umstürzen kann,

„ein System, das in den römisch-rechtlichen Formen, wie sie unsere Anschauungen von Recht und Dem umrahmen, seine schier unbezwingliche Stütze findet.“

Mit anderen Worten: unsere Eigenthumsverhältnisse müssen umgestürzt werden. Ein schönes Programm! Wir müssen die „Kreuzzeitg.“ loben; viel anders würden wir uns auch nicht ausdrücken, wenn wir das sagen dürften.

Aber so gefährlich, wie sie aussieht, ist die Sache in Wirklichkeit nicht. Nicht die ganzen Eigenthumsverhältnisse sollen umgestürzt werden; die „Reform“ soll vielmehr nur in den Beziehungen zwischen dem mobilen und immobilen Kapital stattfinden; die Börse ist es, auf welche der Junker seinen grimmigen Haß hat.

„So lange diese Formen bestehen, wird von einer Gleichstellung des unbeweglichen Eigenthums mit dem beweglichen, im Grunde nicht gesprochen werden können, und die Börse, um es mit einem Worte zu bezeichnen, stets in der Lage sein, die Vorteile, welche die Gesetzgebung etwa der Landwirtschaft zuwenden möchte, in der Praxis zu nichte zu machen oder auf einen geringen Theil zu beschränken.“

Der „große Kampf der Zeit“ wird deshalb erst bei der Verathung über das bürgerliche Gesetzbuch entbrennen, welches den Reichstag vielleicht noch während der gegenwärtigen Gesetzgebungsperiode beschäftigen wird. Da erst wird sich zeigen, wer der Stärkere in Deutschland ist, die produktive Arbeit, die immer mit einer gewissen Unbeweglichkeit verbunden ist, oder die unproduktive Profitmacherei, die ihrer Natur nach bis zum äußersten beweglich und deshalb auch international vorurtheillos erscheint.“

Um die Naivität der Herren zu bewundern, braucht man sich die Sache nur ganz allgemein klar zu machen.

Die Umschlagszeit eines Kapitals läßt sich zerlegen in die Produktions- und in die Zirkulationsperiode. Die Produktionsperiode ist diejenige Zeit, während welcher das Kapital als produktives Kapital fungirt, für die Landwirtschaft also die Zeit von Beginn der Aussaat bis Ende der Ernte. Vor Beginn der Ernte hat der Gutbesitzer sein Geldkapital in produktives Kapital, d. h. in Arbeitslöhne, Saatforn, Geräth zc. verwandelt; nach Ende der Ernte hat er ein Waarenkapital in der Hand, bestehend aus Korn, Rüben, Kartoffeln zc. In diesem Waarenkapital steckt erstens der Werth des vor der Aussaat vorgehoffenen Geldes, und zweitens ein Werth, der vorher noch nicht existirte, der Mehrwerth, welchen die Arbeiter geschaffen haben.

Mit den Waaren ist dem Gutbesitzer nun aber nicht gedient; er will Geld haben; er muß also seine Produkte verkaufen, sie zirkuliren lassen. Das geht natürlich nicht so einfach; es währt eine gewisse Zeit, ehe seine Waare in die Zirkulation völlig eingeht. Will er die dazu erforderlichen Mühen selbst übernehmen, so wird er viel Umstände davon haben; er muß die Zahlungsfristen des Geldes abwarten und hat so lange kein Geld in der Hand. Er hat aber Geld nöthig zum Beginn des neuen Produktionsprozesses.

Diese Mühen nimmt ihm nun die Produktenbörse ab. Sie vermittelt die Zirkulation. Da die hier auftauchenden Zirkulationsvermittler mit eigenem Kapital arbeiten, so wollen sie natürlich auch Mehrwerth einstreichen; das kann nur auf Kosten desjenigen Profites geschehen, welchen der Gutbesitzer gemacht hat. Daher das Geschrei des letzteren. Er möchte seinen Raub nicht theilen. Auf der einen Seite hat er die Börse nöthig; denn er verfügt nur über ein Kapital, das von Produktionsperiode zu Produktionsperiode umschlägt; wollte er die Zirkulation selbst in die Hand nehmen, so müßte er noch ein Zusatzkapital haben; und das besitzt er nicht. Auf der anderen Seite möchte er aber den ganzen Profit behalten.

Einfach ausgedrückt, heißt das: Wer Kapital hat, kann Profit machen; die Agrarier möchten aber Profit machen, ohne Kapital zu haben. Allerdings wäre dazu eine Umstürzung unserer Eigenthumsverhältnisse erforderlich; man weiß freilich nicht, was für eine, denn dann könnte ja jeder kommen und sagen: „Ich habe kein Kapital, trotzdem will ich Zinsen!“

Der Agrarier empfindet hier die Segnungen des Kapitalismus am eigenen Leibe. Der Kapitalismus zieht ihm das Geld aus der Tasche, das er eben erst hineingesteckt hatte, die blanken Thaler, welche er der Mehrarbeit seiner Tagelöhner verdankt. Jetzt schimpft er, der Agrarier, natürlich über Ausbeutung. Die Börse heutet ihn aus, ihn, den Ausbeuter. Jetzt kritisiert er den Kapitalismus, und zwar mit einer Siftigkeit und Wuth, welche staunenerregend ist:

„Nur in diesem Sinne kann unseres Erachtens von einem Gegensatz zwischen „Kapital“ und „Arbeit“ die Rede sein; so angesehen ist er aber auch unüberbrückbar, unversöhnlich. Eine kleine Minderheit von abgefeimten Geldlenten trachtet danach, sich die Menschheit dienstbar zu machen, sie für sich arbeiten zu lassen, um Vermögen aufzuhäufen, für die es keine fruchtbare Verwendung giebt, und mit Hilfe der unerbittlichen einseitigen Auslegung des „Eigenthumsbegriffes“, welches das römische Recht zuläßt, kann es ihr gelingen.“

¹⁾ Alle Angaben beziehen sich nur auf den Staat New-York.

Es ist doch nichts ergötzlicher, als wenn ein Dieb den andern bestiehlt und sich zwei Räuber raufen! Wie allerliebste! „Unüberbrückbar“, „unversöhnlich“, „abgefeimte Geldleute“, „die Menschheit sich dienstbar machen“ — ist es nicht, als hörten wir Phrasen aus den Jugendjahren des Sozialismus? Aber Gott bewahre! Die so perorieren, das sind nicht die Proletarier, die Arbeiter, welche die Werthe schaffen, das sind die Agrarier!

Und nun weiter:

„Schon sehen wir ganze Länder unter dem Einfluß einzelner Millardenergebeuge, die sich überdies unter einander vertheilen... Die Hauptschuldigen, obwohl sie jedermann kennt, bleiben unbehelligt. An die Rothschilds wird nicht Hand angelegt weder in Frankreich, noch anderswo. Damit kennzeichnen sie sich als die eigentlichen Herrscher der Zeit.“

Der Kampf gegen diese Mächte ist die große Aufgabe der Zeit.“

Wer ist nun eigentlich unruhig und aufrührerisch, „revolutionär“, in der banalen Bedeutung des Wortes — wir oder diese Herren Agrarier? Wir wollen nicht den „Kampf gegen diese Mächte“; wir wollen überhaupt keinen Kampf; wir warten nur ab, bis unsere Zeit gekommen ist, bis die Gesellschaftsmaschine von selbst stockt. Dann werden wir einspringen. Und jene wollen Umwälzungen und Umsturz bei heilem Leibe der Gesellschaft, frivole Beunruhigungen ohne geschichtlichen Werth und Zweck — zu dem Zweck, daß sie nicht mit dem mobilen Kapital theilen müssen!

Wir Friedlichen!

Und auch uns hat die aristokratische Umsturzpartei eine Rolle zugeordnet; mit derselben Naivetät, aus welcher der ganze Artikel herausgeschrieben ist, wendet sie sich an uns. Man höre und staune:

„Der Kampf gegen diese Mächte ist die große Aufgabe der Zeit, nicht der gegen die Massen des vierten Standes“, mit dem wir uns sehr wohl verständigen können, wenn es uns gelingt, dem Kapital den Charakter der Ausbeutung zu nehmen, der ihm von den „Trojanern“ der Gesellschaft aufgeprägt wird, den es aber bei richtiger Organisation der Interessen nicht zu haben braucht.“

Vielleicht wissen unsere Leser nicht, wie man das macht „dem Kapital den Charakter der Ausbeutung nehmen“? Sie sollen doch nicht so harmlos sein! Das heißt: die Reichsbank muß den Agrariern einen zinslosen Extrakredit gewähren.

„Sächsische Arbeiterzeitung.“

Die Verschiedenheiten des Gemeindevahlrechtes in Preußen

sind ganz ungläubliche.

In den sieben östlichen Provinzen, in Westfalen und Nassau gilt das Dreiklassensystem, welches Bismarck einst das verrückteste nannte.

In Hannover, in Schleswig-Holstein, in der Rheinprovinz, in Neuvorpommern und Rügen, in Frankfurt a. M. besteht gleiches, aber durch Zensus beschränktes Wahlrecht, und dieser Zensus beträgt in Stralsund 800 Mark, in Greifswald 750 M., in Frankfurt a. M. 1400 Mark, in den rheinischen Städten auf Grund von Ortsstatuten bis 1500 M.

In Hannover giebt es eine gesetzliche Wahlpflicht und der Wähler kann seine Stimme mündlich oder durch einen Stimmzettel abgeben, die übrigen Städteordnungen kennen nur Wahlrechte, doch sie verlangen die mündliche Stimmabgabe, obwohl diese nur von denjenigen empfohlen wird, welche an den Bürgernuth appelliren, um die Charakterschwäche auszubuten.

Am Ersatzmittel für das fallende Sozialistengesetz

scheinen die Behörden nicht verlegen. So schreibt man der „Rdn. Ztg.“ aus Chemnitz:

Wenn auch in der konservativen Presse Sachsens die Nothwendigkeit des Sozialistengesetzes nach wie vor betont wird, so kann man doch der Zeit seines Entstehens bei uns aus dem Grunde mit einiger Ruhe entgegensehen, weil das sächsische Vereinsgesetz sich bisher als eine wirksame Handhabe gegen Auswüchse der sozialdemokratischen Bewegung erwiesen und dabei oft bessere Dienste gethan hat, als das Sozialistengesetz selbst.

Nach diesem sächsischen Gesetze, welches aus dem Jahre 1850 stammt, bedürfen zwar Vereine überhaupt einer Genehmigung zu ihrer Bildung nicht, jedoch sind Vereine, in deren Zweck es liegt, Gesetzesübertretungen oder unsittliche Handlungen zu begehen, dazu aufzufordern oder dazu geneigt zu machen, verboten und auszulösen.

Ferner sind, um nach dieser Richtung die nöthige Prüfung anstellen zu können, die Polizeibehörden berechtigt, die Statuten und Akten auch der Privatvereine jeder Zeit einzusehen und über Einrichtung, Zweck und Wirksamkeit der Vereine Auskunft zu fordern. In bezug darauf ist durch die jüngst ergangene Entscheidung des Oberlandesgerichts nunmehr festgestellt worden, daß in die auf den Verein sich beziehende Auskunft, welche die Behörde verlangen kann, auch Vorentscheidung der Mitgliederliste einbezogen werden darf, eine Entscheidung, welche unsern sozialdemokratischen Vereinen ganz besonders schwerwiegend erscheint.

Eine Zentralisation solcher Vereine ist ihnen nur dann gestattet, wenn sie die Rechte einer Körperschaft durch Eintrag ins Genossenschaftsregister erlangt haben. Auch diese Bestimmung wird gerade jetzt von Sozialdemokraten besonders übel vermerkt.

Mit einem solchen Mustergesetz kann man allerdings so ziemlich alles sich erlauben, was das Sozialistengesetz erlaubte. Hoffentlich wird auch die gleiche Blamage dafür nicht ausbleiben.

Politisches.

In der „New-Yorker Volkszeitung“, dem größten sozialistischen Blatt der Vereinigten Staaten, zeigt S. E. Schwetisch seine Resignation als Redakteur dieses Blattes, an welchem er 13 Jahre gearbeitet, an. Die sozialistische Arbeiterpartei ist dem scheidenden Genossen, der sein Talent in ihren Dienst gestellt, obwohl er es in anderen Kreisen pekuniär unvergleichlich viel besser hätte verwerthen können, zu großem Dank verpflichtet. Der Verwaltungsrath der Zeitung hat den aus der Schweiz ausgewiesenen Genossen C. Schläter zum provisorischen Chef-Redakteur ernannt. Alexander Jonas, der langjährige Leiter des Blattes, befindet sich in Europa.

Ueber die russischen Märtyrer in Paris schreibt die „Voss. Ztg.“ anlässlich der Massenverhaftung von Nihilisten durch den Minister Constans: Die russische Flüchtlingskolonie besteht aus Studenten und Studentinnen, Schriftstellern, Künstlern und Privatgelehrten und zählt einige hundert Mitglieder. Sie besitzen keine Papiere und viele von ihnen haben aus ihrem Vaterlande fliehen müssen, können nie wieder heimkehren und sind in Rußland vielleicht zu langjährigem Kerker, zur Verbannung nach Sibirien, zum Galgentode verurtheilt. Sie halten mit rührender Treue und Anhänglichkeit zusammen. Der Geist, der unter ihnen herrscht, erinnert an die höchsten Beispiele sittlicher Schönheit und Größe, welche die Geschichte kennt, an den heiligen, bescheidenen Opfermuth der Blutzeugen des Urchristenthums. Man mag ihre Ziele noch so heftig mißbilligen, man mag vor den Gewaltmitteln, mit welchen sie ihre Ziele erreichen wollen, noch so tiefen Abscheu empfinden, man wird sich eines von Grauen und Bewunderung gemischten Gefühls dennoch nicht erwehren können. Diese russischen Studenten sind Anhänger der Tolstoj'schen Lehre, nach welcher jeder sein Brod mit Handarbeit erwerben soll. Die freien Stunden, welche der Besuch der Hörsäle und Kliniken ihnen läßt, benutzen sie zur Ausübung irgend eines Handwerks. Es sind unter ihnen Schneider, Schuster, Drechsler, Metall-dreher, Buchbinder u. s. w. Die Entbehrungen, die sie dulden müssen und die namentlich im Winter entsetzlich werden, richten im Zusammenhange mit ihrer beständigen geistigen Ueberanstrengung und ihrer Nacharbeit schwere Verwüstungen in ihrer Gesundheit an. Der größte Theil von ihnen wird nach kurzem Aufenthalt in Paris lungen-schwindsüchtig und ihre Sterblichkeit ist erschreckend groß. Die französischen Professoren und Studenten haben besondere Achtung vor ihnen, denn sie sind Muster von Fleiß, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit und suchen jede ihnen gebotene Gelegenheit, etwas zu lernen, mit äußerster Eifer auszunutzen. Die reichen Weltkinder am rechten Ufer der Seine leben in Ueberfluß und Müßiggang, die armen Studenten am linken Ufer hungern, frieren und arbeiten sich zu Tode. Jene wohnen in Palästen und glänzen bei den Empfängen im Elysée, diese haufen in nackten Schuppen und theilen ihr Leben zwischen die Hörsäle und irgend ein Handwerksgeräth. Jene sind mit den Machthabern von Rußland und Frankreich befreundet, diese werden von der Polizei beider Länder verfolgt. Und doch sehen diese armen, darbenenden Bekenner eines Ideals mit Verachtung auf jene Millionäre und Aristokraten hinab, und die vornehme russische Gesellschaft des Monceau-Viertels zittert vor den gerumpften, brustkranken Fanatikern, die das Opfer ihres verwüsteten Lebens gebracht haben.

Auch aus „Vaterlandsliebe“ hat Herr Sekretan vom Pariser Kupferberg alle die Gannereien begangen, die kürzlich vor den Pariser Gerichten zur Verhandlung kamen und Herrn Sekretan zu sechs Monaten Gefängniß und 10 000 Frs. Geldbuße, Kavassiere, dem Vorsitzenden der „Société des Métaux“, zu drei Monaten und 3000 Frs. Buße, Ed. Hentich, dem Vorsitzenden des „Comptoir d'Escompte“, zu 3000 Frs. Buße verurtheilt. Sekretan handelte, wie er aussagte, nur aus Liebe zu Frankreich, ganz wie ein anderer „großer Franzose“, der auch nur aus Patriotismus seine Landsleute um 1400 Millionen erleichterte. Sekretan kränkte es, daß der Hauptmarkt für Kupfer in London ist. Er wollte diesen Markt nach Frankreich verlegen. Das französische Kupfer-gewerbe sollte den englischen Zwischenhändlern nicht länger Zins zahlen. Und um dem französischen Kupfergewerbe den Bezug des Kupfers zu erleichtern, begann er zunächst damit, das Metall, welches man in Havre trotz des Tributes an England für 1000 Franks (die Tonne) kaufen konnte, auf 2200 Frs. zu treiben! Es war der reine Unfand und eine beklagenswerthe Verblendung, daß die französischen Kupfergießer die Wohlthaten des Eingreifens Sekretan's nicht anerkennen wollten.

Volksernährung und Lebensmittelzölle. Zum Schutze der „nationalen“ Landwirtschaft, in Wahrheit zum Nutzen der Großgrundbesitzer, hatte die Reichsversammlung gesamt bel-gische Abgeordnetenkammer Eingangszölle auf das aus dem Auslande kommende Vieh und Fleisch vor drei Jahren bewilligt. Der Senat, in welchem die Großgrundbesitzer und Viehzüchter die Mehrheit besitzen, hatte dem zugestimmt. Die Folgen bleiben nach der „Voss. Ztg.“ nicht aus; die Fleischpreise sind gestiegen, und der schon schwache Fleischverbrauch hat bedeutend abgenommen. Der Platz Antwerpen erleidet insbesondere schwere Verluste. Während bis zum Jahre 1887 der Fleischverbrauch um 4 pCt. jährlich im Verhältnisse zum Anwachsen der Bevölkerung zu nahm und die Ein-nahmen des Schlachthauses ständig wuchsen, sind die letzteren im Jahre 1889 um 6 pCt. heruntergegangen und der Fleischverbrauch ist um 10 pCt. gesunken. In den vier ersten Monaten d. J. sind die Einnahmen des Schlachthauses um 14 pCt. heruntergegangen, die Gesellschaft, welche Hammel in gefrorenem Zustande aus Australien einführt und deren Fleisch zu sehr billigen Preisen veräußert, hat in Folge der Eingangszölle sich auflösen müssen. Die ausländischen Viehhändler bleiben immer mehr dem

Antwerpener Marke fern, und das holländische Rindvieh, für welches jetzt in Belgien ein Eingangszoll von 40 Francs zu entrichten ist, wird nach London geschickt, bis wohin die Unkosten nur 12,50 Francs für das Stück betragen. Auch die Schlachthäuser der übrigen Städte weisen durchweg Mindereinnahmen auf. Die weiten Volksschichten werden somit in ihrer Ernährung schwer geschädigt.

Gegen alle Arbeiterauswüchse erklärten sich am 29. Mai die Gladbacher Spinnereibesitzer („Verein zur Beschränkung der Arbeitszeit in den Spinnereien des Handelskammerbezirks M.-Glad-bach“). Es müsse endlich mit der Legende aufgeräumt werden, daß sich der Gladbacher Bezirk nach Arbeiterauswüchsen sehne. Das sei in keiner Weise der Fall; man sei ohne dieselben bisher sehr gut ausgekommen und befürchte von ihrer Einrichtung für aufgeregte Zeiten eine Beeinträchtigung des guten Verhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Die Arbeitsordnung sei eine Hausordnung, und diese habe der Hausherr, d. h. der Fabrikant, allein zu bestimmen, ohne Anhörung der Arbeiter, wie es der § 134 d des Regierungsentwurfes wolle. Die Bestimmung des § 134 d werde den gewerbsmäßigen Aufwieglern Gelegenheit geben, in Massenversammlungen die Arbeitsordnung der einzelnen Werke einer Kritik zu unterziehen und dann die Arbeiter zur Aeußerung von Wünschen zu veranlassen, die der Arbeitgeber zu gewähren nicht in der Lage sei. Damit werde das gute Verhältniß zwischen beiden Theilen vergiftet.

Auch mit dem geplanten Arbeiterinnenschutz waren die gestrengen Herren gar nicht zufrieden. Sie wollen eine Petition an den Reichstag richten, in welcher dargelegt werden soll, daß die Bestimmungen des § 137, nach denen Arbeiterinnen an Samstag-nachmittagen nicht länger als 5 1/2 Uhr abends beschäftigt werden dürfen, geeignet seien, die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Spinnereien mit den englischen, holländischen und belgischen Spinnereien auf das allerschwerste zu beeinträchtigen. Mindestens müsse den Spinnereien die volle Ausübung des 11 stündigen Arbeits-tages gestattet, also eine Gesamtarbeitszeit von 66 Stunden für die Woche gewährt werden.

Mainz, 27. Mai. Die seit hier erscheinenden „Mainzer Nachrichten“ werden nach einem mit dem sozialdemokratischen Wahlkomitee getroffenen Uebereinkommen vom 1. Juli d. J. ab, als Arbeiterorgan erscheinen. Die seit hier erscheinende „Hessische Volkszeitung“, die in Offenbach gedruckt wurde, wird zu erscheinen aufhören.

Gewerkschaftliches, Vereine.

Achtung, Maurer und Zimmerer! Der Hamburger Streik dauert unverändert fort. Es wird daher dringend gebeten, allen Lockungen der Unternehmung keine Folge zu leisten.

Die Schneider sollen unbedingt Zugang von London und England fernhalten. Das Gewerk liegt dort darnieder und vielfach sind Streiks ausgebrochen.

Die Glasarbeiter von Osnabrück befinden sich im Auslande. Alle Sendungen an: Gastwirth Dietrich Habeler in Osnabrück bei Oldenburg, Langenweg.

Dortmund, den 1. Juni 1890. (Eingekandt.) Am Morgen des 1. Juni eilten die Arbeiter aller Branchen der Adler-strasse zu. Galt es doch einen Mann, der stets für Recht und Freiheit gekämpft, das letzte Geleite zu geben. Genosse Joh. Bohne, im kräftigsten Mannesalter (36 Jahre), wurde plötzlich aus unserer Mitte gerissen. Er ist das Opfer seines Berufes geworden. Der Leichenzug war ein glänzender, über tausend Personen theilnahmen sich an ihm. Direkt hinter dem Leichenwagen wurden die Kränze getragen, einer mit einer rothen Schleife mußte nach der Auf-forderung eines Polizei-Kommissars entfernt werden. Am Grabe angekommen, hielt der Pastor Keller eine Leichenrede. Dann trat der Buchhändler Carl Schröder an das Grab und legte einen Kranz nieder mit den Worten: „Im Namen der Arbeiter Dort-munds lege ich diesen Kranz nieder. Freunde und Genossen, wir haben uns hier an dieser Stätte zusammengefunden, um einem der Theuersten unter uns das letzte Geleite zu geben, um einem der Theuersten unter uns die letzte Ehre zu erweisen. Unser Freund und Genosse Joh. Bohne, er hat gekämpft und gestritten für die Erlösung der darbenenden Menschheit bis in letzter Stunde. Schwören wir an diesem Grabe den Eid der Treue...“ Bei diesen Worten trat einer der anwesenden Polizeikommissare an das Grab und sprach: „Kein Wort weiter, ich verbiete jedes Reden; wenn noch einer weiter redet, so ist die Versammlung auf.“ Es erschollen noch Rufe aus der Menge: „Es ist keine Versammlung.“ Noch mehrere Kränze wurden niedergelegt. Nach dieser stillen und ergreifenden Feier traten alle den Heimweg an. Die Gefahrt war vorüber, so daß auch die Polizei den Heimweg antreten konnte. Halten wir stets sein Andenken in Ehren! Die Genossen Dortmunds.

Warnung! An die Württembergischen Deutschlands! In verschiedenen Zeitungen werden durch Anzeigen bei hohem Lohn Württembergern nach Hamburg gesucht. Wir machen hiernit bekannt, daß unsere Forderung in 27 M. Wochenlohn und einer dementsprechenden Erhöhung der Akkordsätze auf einzelne Arbeiten, die bisher schlecht bezahlt wurden, besteht. Es streifen zur Zeit circa 140 Mann. Wir ersuchen daher unsere Kollegen, sich nicht durch falsche Vorspiegelungen hierher locken zu lassen, sondern den Zugang nach hier streng fernzuhalten. Anfragen sind an G. S. Kroll, Admiralitätsstraße 23, Hamburg, zu richten. Die Lohnkommission. J. A.: S. Uper.

An alle Kellner und Berufsgenossen Deutschlands! Jedem unter Euch sind die Mißstände in unserm Stand offenbar; das Trinkgelbumwesen, Kost und Logis, Arbeitsvermittlung sind eben so viele offene Wunden unseres Standes, deren Heilung um so schwieriger wird, je länger wir mit geschlossenen Armen den theilweise himmelschreienden Zuständen gegenüberstehen. Und als Hauptfache: Was erhalten wir für unsere kolossal lang ausge-dehnte Arbeitsleistung für einen Lohn, den, per Stunde ausge-rechnet, wir den deutschen Arbeitern nicht mittheilen können, ohne daß uns die Schamröthe ins Gesicht steigt! Nur aus unsern eigenen Reihen heraus kann die Besserung kommen. Nur durch Erkennen unserer Klassenlage und durch bewährtes Eintreten in die deutsche Arbeiterbewegung auf gesetzlich gewährleistetem Boden des § 152 der Gewerbeordnung kann es uns gelingen, wenn auch keine endgültige Besserung, so doch eine Abwehr zu errichten gegen die Ausbeutung, der wir heute moralisch und physisch unterliegen müssen. Somit geht an Euch der Ruf: Organisiert Euch! Gründet Vereine überall! Tretet mit uns in Korrespondenz und in kurzer Zeit werden wir das erreicht haben, wonach wir streben: Eine Vereinigung der deutschen Kellner. Im Auftrage des Vereins der Kellner und Berufsgenossen Hamburgs, mit Gruß und Hand-schlag! R. Hoffmeyer, Adolffstr. 14, Haus 11 l. Altona. Briefe und Anfragen sind an obige Adresse zu senden.

Trotz der Beendigung des Geraer Ausstandes sind wegen der Maßregelungen, Strafmandate u. s. f. Unterstützungen dringend nöthig. Auch die noch streitenden Greizer Kollegen nöthigen dringend Geld, und sind wir erbötig, denselben an uns gelangende Gelder sofort zu übermitteln. Das Komitee der aus-gesperrten Weber Gera's. J. A.: Max Seidel. — Alle Sendungen an Emil Vogel, Gera, Neuß, Karlstr. 1.

Vereinigung der Drechsler Deutschlands, Ortsver-waltung 1—7. Sonntag, den 8. Juni: Familienpartei nach Johannisthal (Sensleben). Abfahrt vom Görtiger Bahnhof 1 Uhr 35 Minuten Nachm., vom Schleissen Bahnhof 1 Uhr 21 Minuten. Alle Kollegen herzlich willkommen.

Achtung, Kartonarbeiter! Die nächste Vereinsversammlung findet am 9. Juni statt. Lokal wird noch bekannt gemacht.

Sozialdemokratischer Wahlverein für den zweiten Wahlkreis. Sonntag, den 8. Juni: Großer Ausflug mit Freunden und Familien nach Friedrichshagen. Treffpunkt bis spätestens Morgens 10 Uhr im „Bellevue“ zu Friedrichshagen. Züge fahren ab vom „Schlesischen Bahnhof“ 7,06, 7,46, 9,20 Uhr. Diejenigen Genossen, welche auf Arbeiter-Retourbillets (Preis 30 Pf.) fahren wollen, müssen die Fahrt bis 11 Uhr beendet haben. Um zahlreiche Beteiligung ersucht der Vorstand.

Literarisches.

L'idée Nouvelle Revue Sociale Et Littéraire Paris — 8, Rue du Croissant, 8 — Paris. Parait tous les 5 de chaque mois. Soeben erschien Heft 5 dieser sehr empfehlenswerthen Zeitschrift. Nr. 6 des internationalen Organs „Der achtstündige Arbeitstag“, bringt ein Schreiben von Prof. A. Vogt in Bern an Nationalrath Dr. Decurtins „über den Einfluß der täglichen Arbeitszeit auf die Gesundheit“, die Beschlüsse der Berliner internationalen Arbeiterschulkonferenz und eine Korrespondenz aus London über die dortige Bewegung für eine Rundgebung der Arbeiter

am 1. resp. 4. Mai für den Achtstundentag. Unter „Schweiz“ wird das Schicksal der bekannten Petition der Berner Typographia an den Bundesrath kurz behandelt.

Volksbibliothek des menschlichen Wissens, herausgegeben und verlegt von Bruno Geiser, Breslau, Lützowstr. 16. Die soeben zur Ausgabe gelangten Hefte 127 und 128 enthalten: Geschichte der besitzlosen Klassen, bearbeitet von Bruno Geiser (Fortsetzung). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Kolportage.

Von der „Neuen Zeit“, Stuttgart, Verlag von J. G. W. Dietz, ist soeben das 6. Heft des 8. Jahrgangs erschienen.

Abrechnung vom Streik der Gärtner Berlins u. Umg.

Einnahmen:		Ausgaben:	
Freiwillige Beiträge	Mt. 603,—	Unterstützungen	Mt. 967,05
Sammellisten	467,40	Reisegebühren	365,80
Tellerfassungen	274,27	Agitationskosten	116,05
Von Gewerkschaften Berlins:		Unterstützungen an Durchreisende (Schlafmarke)	112,20
Gärtner	250,—	Drucksachen	129,50
Tischler	100,—	Säulenanschläge und Versammlungskosten	65,20
Bücher	100,—	Zufersätze	17,30
Metallarbeiter	40,—	Stempel	3,50
Modelltischler	30,—	Diverse Ausgaben: Porto, Schreibmaterialien u.	72,80
Graveure und Eisenarbeiter	25,—		
Sattler	20,—		
Bürsten- u. Pinselmacher	10,—		
Div. Einnahmen	2,40		
		Summa Mt. 1849,40	

Summa Mt. 1922,07

Bilanz.

Einnahmen	Mt. 1922,07
Ausgaben	1849,40
Bestand	Mt. 72,67

Revidirt und für richtig befunden.

Die Streit-Kommission.

Die Revisions-Kommission.

J. A.: Karl Born, Wienerstr. 11.

J. A.: Ernst Bächner, Adlerstr. 147.

Sozialdemokr. Wahlverein f. d. zweiten Wahlkreis.
Sonntag, den 8. Juni er.:

Großer Ausflug

mit Freunden und Familie nach

Friedrichshagen.

Arbeiter-Retour-Billets 30 Pfennige.

Treffpunkt bis spätestens Morgens 10 Uhr im „Bellevue“ zu Friedrichshagen. Züge fahren ab vom „Schlesischen Bahnhof“ 7,06, 7,46, 9,20 Uhr.

Diejenigen Genossen, welche auf Arbeiter-Retour-Billet fahren wollen, müssen die Fahrt um 8 Uhr beendet haben.

Um zahlreiche Beteiligung ersucht

Der Vorstand.

Fachverein der Tischler.

Montag, den 16. Juni,

in der Neuen Welt, Hasenhaide 36c:

10. Stiftungs-Fest.

Konzert, Ball, Auftreten des gesammten Künstlerpersonals.

Abends grosses Feuerwerk.

Billets hierzu sind auf den Zahlstellen des Vereins, sowie bei folgenden Herren zu haben: Fests, Stallschreiberstr. 43a; Willarg, Lehrterstr. 22, 2 Tr.; Apelt, Sebastianstr. 27/28; Rende, Wienerstr. 37, 2 Tr.; Schmidt, Färberingerstr. 25, Hof 1 Tr. bei Wiebeholz; Schade, Müdersdorferstr. 64; Glode, Lausitzerstr. 52, 3 Tr.; Wiedemann, Wendenstr. 2, 4 Tr.; Dahlgrün, Adalbertstr. 96, Quergeb. 4 Tr. b. Bomba; Haberland, Reichenbergerstr. 161, 2 Tr.; Miele, Adalbertstr. 9, 4 Tr.; Montan, Kreuzbergstr. 9, Quergeb. 3 Tr. — Die Mitglieder werden ersucht, ihre Beiträge gest. regelmäßig zu entrichten.

Central-Kranken- und Sterbe-Kasse der Tischler und anderer gewerblicher Arbeiter (Hamburg).

Vertikale Verwaltungsstelle Berlin II.

Montag, den 9. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, im Skaliger Garten, Skaligerstr. 54:

Mitglieder-Versammlung.

Tages-Ordnung:

1. Festsetzung der Gehälter für die Ortsbeamten.
 2. Wahl der Ortsbeamten für die Zeit vom 1. Juli 1890 bis 1. Juli 1891.
 3. Wahl des Vertrauensarztes.
 4. Verschiedene Kassen-Angelegenheiten.
- Mitgliedsbuch legitimirt. — Es ist Pflicht eines jeden Mitgliedes, in dieser Versammlung zu erscheinen. Die Ortsverwaltung.

Große öffentliche Versammlung

Tischler und Klavierarbeiter

Montag, den 9. Juni, Abends 8 Uhr, im Lokale des Böhmischen Brauhauses, Landsberger Allee 11/13.

Tages-Ordnung:

1. Die Stellungnahme der Tischler und Klavierarbeiter zur Wahl einer Central-Streit-Kommission. — 2. Diskussion. — 3. Wahl von Delegirten hierzu. — 4. Verschiedenes.
- Der Einberufer.

Verein der Sattler u. Faddgen.

Sonnabend, den 7. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, in Deigmüllers Salon, Alte Jakobstr. 48a:

Versammlung.

Tages-Ordnung: Vortrag des Herrn Dr. Lüttgenau über: Antisemitismus. — Diskussion. — Verschiedenes. Um regen Besuch bittet Der Vorstand.

Central-Kranken- u. Sterbe-Kasse der Töpfer.

u. verw. Berufsgenossen Deutschlands, örtliche Verwaltungsstelle Berlin. Den Mitgliedern zur Kenntniss, daß an Stelle des bisherigen Kassirers E. Wendtschlag Herr Otto Greier, Köpnickstr. 100 getreten ist.

Alle Mitglieder sind freundlichst ersucht, sich mit ihren Mitgliedsbüchern recht bald in den bekannten Zahlstellen einzufinden. Ohne Vorzeigung des Mitgliedsbuches werden von nun an keine Quittungsmarken mehr verabfolgt. Dresden, am 30. Mai 1890. Mit kollegialischem Gruß Der Central-Vorstand. J. A.: Jul. Frähdorf, Vorsitzender.

Günstige Gelegenheit!

1 gebrauchte Singer-Gylinder-Maschine für Schneider für 40 Mark. 1 neue Elasticmaschine für Schuhmacher, 11 Kopf, 95 M. zu verkaufen. E. Franke, Berlin N., Saarbrückerstr. 6.

Central-Kranken- u. Sterbekasse der Tischler u. s. w.

Vertikale Verwaltungsstelle Berlin I.

Mitgliederversammlung

am Sonntag, den 8. Juni, Vormittags 10 Uhr, in Lehmann's Salon, Schwedterstr. 23.

Tages-Ordnung:

1. Festsetzung der Gehälter für die Ortsbeamten.
 2. Wahl der Ortsbeamten, Beitragsamter, Vertrauensärzte und Heilgehülfen.
 3. Verschiedenes.
- Mitgliedsbuch legitimirt. Um zahlreiches Erscheinen ersucht Die Ortsverwaltung. B. Haase, Kuppinerstr. 42, v. III.

Gruppenbilder

unserer Reichstags-Abgeordneten. Kabinetsgröße 50 Pf. Größe 17—21 cm 1 Mark. Größe 23—29 cm 1,75 Mark. Größe 34—42 cm 3,50 Mark.

Photographie.

Wiederverkäufern Rabatt. Zu beziehen durch

Wilhelm Kahl, Berlin S.O., Reichenbergerstr. 17.

Große und kleine Reste zu Hosen und Anzügen, sowie Kleider- u. Regenmäntelstoffe. Seidenplüsch, Tricot zu Tailen, gleich zugeschnitten, auch angefertigt. Albert Karle, Waldemarstr. 66.



Solidarität!

Arbeiter! Nur Güte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißleder tragen, bieten Garantie, daß den Verfertigmern gerechter Lohn wurde!

Kauft nur Güte mit dieser Marke!

Aufruf

an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Platz geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, der kaufe in Zukunft nur Güte, in denen obenstehende Marke eingeklebt ist.

Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Betrug; die Marke muß schon vorher im Hute kleben.

Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten!

Berlin, 1890. für die Arbeiter der Hutindustrie: Die Kontrol-Kommission.

Oeffentliche Versammlung der Töpfer Berlins u. der Umgegend

Dienstag, den 10. Juni, Abends 7 Uhr, im Lokale des Deutschen Volkstheater, Schönhauser Allee:

Tages-Ordnung:

1. Vortrag. 2. Wie stellen sich die Töpfer Berlins zur Wahl einer Streit-Kontroll-Kommission? 3. Gewerkschaftliches. — Um zahlreiches Erscheinen der Kollegen ersucht C. Thieme.

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, den 7. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, in Joël's Sälen, Andreasstr. 21:

Außerordentl. General-Versammlung.

Tages-Ordnung:

1. Statutenabänderung.
2. Beschlußfassung über Erhebung einer Extrastener für streikende Kollegen.
3. Verärterung der Werkstatt-Kontrollkommission. — Vereinsangelegenheiten. — Verschiedenes und Fragelasten. Mitgliedsbuch legitimirt. Der wichtigen Tagesordnung wegen erwartet zahlreiches Erscheinen Der Vorstand.

Gegensatz.

„Ein schwanger Weib ist mir ein Heil'genbild,
Schleppst' sich in Lumpen bleich und eckig hin.
Das Leben sichernd dem, das lebend quillt,
Die nothgedrönte Schmerzenskönigin.“

„In Lebensnoth und Leibesnoth zugleich,
Symbol der furthbar fruchtbaren Natur,
Vassträgerin der Welt, entbehrungsreich,
Mir qualschön, Dir die widrigste Figur.“

„Du bist ein Schönheitslinienphantast
Und mit der Form zerfetzt auch Dein Geschwad.
Das Tiefglas, das des Lebens Bollbild faßt,
Höht Deinen rein ästhetischen Vettelesad.“

„Geh' Du nach Rom! Romanisch ist Dein Sinn,
Vor Rafael's Madonna knie' Du!
Mein Auge sieht der Proletarier's
Mühsamem Werktag überwältigt zu.“

Karl Pöndsel.

Die Goldhyäne.

Von Nicolans Krauß.¹⁾

Mit neun Jahren handelte er in der Armeenschule seiner Vaterstadt mit abgeschriebenen Stahlfedern, kleinen Marmorfiguren und Thonbägen. Es war das reine Taufgeschäp. Johann Rünemann war auf irgend eine Weise in den Besitz von Federn und Kugeln gekommen, und nun tauchte er für sie Brod ein; er hatte wie alle Waisenknaben immer Hunger.

In der Schule lernte er wenig. Die Lehrer, welchen bekannt war, daß alle Waisenknaben irgend ein Handwerk erlernen mußten, gaben sich mit ihm keine Mühe, Rünemann selbst hatte etwas anderes zu thun. Als er noch ein Knirps war, der kaum auf seinen dünnen, nach auswärts gedrehten Beinchen stehen konnte, war einmal ein reicher Bürger der Stadt in das Waisenhaus gekommen, um sich von dem Wohlergehen der Pflöglinge zu überzeugen. Beim Abschied hatte er dann eine Hand voll ganz neuer Silberthalers aus der Hosentasche genommen und sie dem Hausverwalter eingehändig, damit er an den kommenden Feiertagen den Kindern etwas bessere Kost verabreiche. Seit diesem Tage träumte Johann Rünemann von ganzen Haufen blühblanker Silberthalers.

Es kamen die Feiertage, und an jedem derselben erhielt jedes Waisenkind ein unbändig großes Stück Kalbsbraten. Von da an spürte Rünemann Tag und Nacht den feinen Duft schmorenden Kalbsfleisches in seiner Nase, und in seinem jungen Hirn setzte sich die Vorstellung fest, reiche Leute seien diejenigen, welche alle Tage Kalbsfleisch essen könnten. Und er wollte reich werden, um nicht mehr hungern und entbehren zu müssen.

Er hatte einmal irgendwo erlauscht, daß derjenige, welcher es zu etwas bringen wolle, gut rechnen können müsse; am nächsten Tage begann er zu zählen; die Knöpfe seines Gewandes, diejenigen seiner Mitschüler, die Fenster der Häuser, die Steine auf dem Marktplatz. Und er zählte zu Hause, auf dem Spielplatz und in der Schule, und wenn ihn der Lehrer aufrief, so wußte er nicht, was er sagen sollte. Er lachte nie und spielte nie, wie andere Kinder, mit elf Jahren hatte er ein ernstes, nachdenkliches Gesicht wie ein Erwachsener. Jeden Tag besuchte er den kleinen Isaak, seinen Schulkameraden, und lauschte auf die Worte und Unterweisungen von dessen Vater. Der alte Bucherer war der richtige Lehrmeister für ihn, er lehrte ihn rechnen, nach Prozenten, Vierteln und Achteln, und gewann ihn lieb wie sein eigenes Kind.

Als Rünemann die Schule hinter sich hatte, wollte man ihn bei einem Handwerksmeister in die Lehre geben. Mit Thränen in den Augen lief er zu seinem väterlichen Freund und klagte ihm sein Unglück. Und der alte Bucherer schüttelte einigemal sein graues Haupt, setzte seinen verbogenen, in allen Farben spielenden Seidenhut auf und brachte den Knaben bei seinem Rechtsanwalte als Schreiber unter.

Jetzt ging es mit Rünemann schnell vorwärts. Der Rechtsanwalte war einer der geriebensten seines Faches, kannte alle Lücken der Geseze und Verordnungen, und besaß ein Gewissen, das zu allem ja sagte, wenn nur Geld in Aussicht stand. Rünemann machte im Anfange den Laufburschen, reinigte die Kanzlei und trieb Klienten herbei. Sein Tisch und Stuhl stand gleich neben der Thür, jeder, der zum Rechtsanwalte wollte, mußte an hm vorbei. Und jeden Besucher fragte der Knabe um seine Wünsche. In der Nacht studierte er die Gesezesammlungen, die Verordnungen, die Entscheidungen der Obergerichte; in wenigen Jahren war er in allen einschlagenden Fragen so bewandert wie sein Herr und Meister. Dieser erkannte auch bald, welche Kraft er an Rünemann gewonnen hatte, und betraute ihn mit selbständigen Arbeiten. Trotzdem fand der Schreiber noch immer Zeit, Geschäfte auf eigene Faust zu machen: Er kaufte zweifelshafte Forderungen und trieb sie mit der größten Strenge ein, machte in allen möglichen Angelegenheiten den Vermittler, ver-

trieb Lotterielose und Werthpapiere; mit achtzehn Jahren war er bereits Besitzer eines offenen Geschäftes. Er kaufte billig ein, weil er baar zahlen konnte, und verkaufte billig, weil er zu rechnen verstand. Seine Kundschaft mehrte sich, seine Konkurrenten begannen zu zittern. Und sie wankten und fielen wie die Fliegen, als er anfang, jede erreichbare Konkursmasse um ein Spottgeld an sich zu bringen. Bis dahin hatte er noch immer bei dem Rechtsanwalte gearbeitet, jetzt gab er seine Stelle auf, weil er zur Erkenntniß gelangt war, daß ihm sein Meister nichts mehr lehren konnte.

Es war die Zeit, als man an allen Ecken und Enden Eisenbahnen zu bauen begann. Die Städte reckten und dehnten sich und wuchsen wie junge Riesen. Rünemann kaufte Baugründe innerhalb und außerhalb der Stadt, baute Häuser, aber es ging doch nicht recht vorwärts, ihm fehlte noch etwas: eine offizielle Stellung. Zwar grüßten ihn die Bürger auf der Straße schon von weitem mit gewaltigem Hufschwung, aber immer noch spürte er bei seinen Unternehmungen geheime Widerstände, die dem Emporkömmling galten. Eine Heirath hätte ihn über all das hinweggehoben. Er bekam Andeutungen und Winke aus den meisten der tonangebenden Familien, sein Herz blieb kalt, es verlangte nicht nach Liebe, sondern nach Gold, viel viel Gold.

Mit einem Male ließ er sich von den Kleinmeistern und Handwerkern in den Gemeinderath wählen. Jetzt fühlte er bald sicheren Boden unter seinen Füßen. Seiner vor nichts zurückschreckenden Beredtsamkeit, seiner Schlaueit und Skrupellosigkeit gelang es, einen großen Anhang zusammenzufahren, bald zog die ganze Kommune an seinem Geschäfts- und Siegeswagen. Alle Geschäfte der Gemeinde gingen durch seine Hand; er kaufte für sie und verkaufte für sie, und immer wnhie er es so einzurichten, daß der Hauptgewinn in seine Tasche floß. Seit längerer Zeit besaß er eine eiserne Kasse. Am Tage der Aufstellung hatte er sie umarmt und sich zugeschworen, sie nie zu verlassen.

Der Kredit der Firma Rünemann galt für unerschütterlich. Nur die Geschäftsleute und Arbeiter, die mit ihr zu thun hatten, klagten und fluchten über Uebervorthellung und Lohndruck. Es kam zu Prozessen und Klagen, einige Heißblütige vergriffen sich an dem „Blutsauger“ und wollten ihm einen Denktzettel geben, Rünemann stand fest, aus allen Fährlichkeiten ging er als Sieger hervor, er wurde reich und immer reicher.

Rünemann stand am Ende der dreißiger Jahre, als ihm seine Vaterstadt zu enge wurde. Die Weide ward abgegrast, kein größeres Geschäft mehr zu machen. Er begann an der Börse zu spielen. Da er aber keine direkten Verbindungen hatte, so griff er einigemal daneben und wurde tüchtig gerupft. Jetzt begann er für sein Geld zu zittern. Mit einem Male hieß es, Rünemann geht nach der Hauptstadt. Und Rünemann ging. Und Rünemann war es im Schatten des „Bistbaumes“ bald so wohl wie in den Mauern seiner Vaterstadt. Und Rünemann „gab“ und „nahm“, hatte Glück und Verliebenheit genug, um immer oben zu schwimmen. Er machte in „Kredit“ und „Weizen, Rüßöl und „Lombarden“, Bergwerksaktien und Dur-Bodensacher. „Rünemann kauft, hieß es, und die ganze „Aräzel“ fiel herein wie Fliegen auf den Honigtopf.

Rünemann mußte Verwaltungsrath werden bei der x Bahn und dem großen Eisenwerk in Steiermark, bei der Vereinigung der „schen Zuckerrfabriken und der J-schen Kohlengeellschaft, bei den * * Petroleumgruben, er selbst machte sich zum Direktor der Mallerbank. Rünemann galt als sieder an den Börsen von Paris, Berlin und Wien, die Maller zogen den Hut, wenn sie seinen Namen nannten. Immer weitausgreifender wurden seine Spekulationen. Er fusionirte, emittirte, liquidirte, drückte den Lohn der Arbeiter, schloß Kartelle, vertheuerte Lebensmittel, hielt hunderttausende unter seiner eisernen Faust und riß das Gold an sich wie der Magnet das Eisen. In seinen Träumen hörte er die Werthpapiere knistern und rauschen, und das Gold flirren und rollen. Ein Traum lehrte immer wieder. Der Spekulant sah sich selbst als große eiserne Kasse, und alles Gold der Welt strömte in ihn hinein.

Rünemann machte Politik, aber in seiner Weise. Man hätte ihn in zehn, zwölf Orten in den Reichstag gewählt, aber die parlamentarische Arbeit hätte seine Kraft zersplittert. Er kaufte sich die größte parlamentarische Partei, zahlte ihr die Wahlkosten und ließ sie beschließen, was ihm von Vortheil war. Die großen Blätter standen in seinem Sold, die Federn der Tintenfüll ächzten über das Papier, und zu hunderten flogen die Sempel in seine Neze.

Da rüstete er sich zum Hauptschlage. Aber der große Leviathan, der ihn bis dahin geschont hatte, weil er glaubte, ihn als Werkzeug benutzen zu können, erschien und kam über ihn, und in dem ungeheueren Nachen des Ungethüms verschwand der Spekulant spurlos. Auf der Börse ertönte das Zügelglöcklein und der Name Rünemann stand auf einer schwarzen Tafel.

In dem großen Irrenhaus der Hauptstadt lebt seit Jahren ein Mann. Seine Gestalt ist gebrochen, sein

Antlig blaß und verwelkt, aber die Augen lobern in unheimlicher Glut. Der Mann zählt und rechnet den ganzen Tag, aber nur nach Millionen. In der Nacht, wenn Alles schläft, schlägt er mit der Faust auf den Tisch und schreit mit kreischender Stimme: „Ultimo! Alle hab ich euch im Sack, ihr Lumpen, ihr Gefindel, ihr . . .“

Der Mann heißt Johann Rünemann, früher nannte man ihn auch: „Die Goldhyäne.“

Die patriarchalische Ehe.

fn. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die uns durch die geschriebene Geschichte näher bekannt geworden sind, herrschte patriarchalische oder monogamische Ehe. Die neuesten Forschungen auf dem Gebiet der Urgeschichte haben gezeigt, daß jenen noch eine Anzahl anderer Eheformen vorangegangen ist. Diese jedoch liegen uns weniger nah, weil sie sich heute nur noch bei wilden und barbarischen Stämmen, und auch hier nur theilweise, vorfinden; und weil ferner die ökonomischen Verhältnisse, obgleich sie offenbar auch auf diesen Entwicklungsstufen die Endursache der Ehe- und Familienform bilden, hier nicht so grell und schroff hervortreten, wie in der patriarchalischen und monogamischen Ehe. Ungeachtet nämlich, daß die erste dieser beiden Eheformen öfter in der Gestalt von Vielweiberei auftritt, die zweite dagegen immer Einselehe ist, besteht ihr gemeinsames Hauptcharakteristikum in der Herrschaft des Mannes über das Weib; und diese gründet sich auf die Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse, unter welchen jene erscheinen.

Im Folgenden wollen wir nun diesen Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Ehe bei der patriarchalischen Familie beleuchten.

In der dieser Familienform vorausgehenden Periode herrschte gleiche Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern: die Frauen verwalteten das Haus und bereiteten die Nahrung zu, welche die Männer mit ihren primitiven Geräthschaften (Bogen, Pfeile, Bote u. ähnl.) erringen mußten. Wie die Arbeit, so theilte sich auch der geringe Besitz. Den Männern gehörten jene einfachen Mittel zur Beschaffung des Unterhalts, den Frauen das Haus mit Zubehör. Die ökonomische Stellung war demnach gleich oder zeigte eher ein Uebergewicht der Frau.

Dann aber begann die Zähmung und Züchtung von Hausthieren: Schweinen, Ziegen, Schafen, Kindern, Eseln, Kamelen und Pferden. Dadurch wurde ein neuer ungenannter Reichthum geschaffen. Dieser aber fiel nicht allen Menschen, sondern — und dies ist das entscheidende Moment — nur der männlichen Hälfte der Gesellschaft zu, denn die Domäne des Mannes war ja die Nahrungsbeschaffung und sein Besitz alles, was damit zusammenhing. Anfangs mögen die Heerden gemeinschaftliches Eigenthum einer Gruppe von Männern gewesen sein, an der Schwelle der beglaubigten Geschichte aber befinden sie sich schon überall in Privatbesitz.

Diese Verschiebung in der ökonomischen Stellung der Geschlechter hat nun eine ähnliche Umwandlung in den Ehe- und Familienformen hervorgerufen. Vorher hatte Paarungsehe bestanden: je ein Mann und eine Frau lebten in einem großen kommunitischen Haushalt, den sie mit fast der ganzen Familie, d. h. allen Blutsverwandten der Frau, theilten, solange bis er oder sie die Trennung wünschte. In diesem Fall behielt jeder, was ihm vorher gehört hatte. Die Kinder fielen, der damaligen Ueberlegenheit des weiblichen Geschlechts entsprechend, der Frau zu. Nach der Trennung stand es beiden frei, eine neue Ehe einzugehen.

Dieses ziemlich solidarische Verhältniß der Geschlechter wandelte sich mit der wachsenden ökonomischen Bedeutung des Mannes. Während bisher das Weib das Familienhaupt (Familie im weitesten Sinne) gebildet hatte, trat jetzt er an die Spitze seiner Verwandten. Bei der Scheidung nahm er zuerst die Söhne, dann alle Kinder mit sich. Allmählich gründete er seinen eigenen Haushalt und machte seine Frau zur Verwalterin desselben. Er verlangte, daß sie nur ihm allein gehöre, nur für ihn leben solle. Söhne wünschte er in um so größerer Zahl zu haben, als sein Besitz mehr Leitung und Schutz bedurfte. Fand er nun seine Frau nicht so fruchtbar, wie ihm lieb war, so benutzte er seine Mägde, deren Kinder dann als die rechtmäßigen Frau galten, während jene selbst in ihrer niedrigen Stellung verharren. Denn natürlich hatte sich mit dem wachsenden Privateigenthum auch ein Besitzunterschied herausgebildet, der die einen Menschen von den anderen abhängig machte, Herren und Knechte schuf. Mägen die Knechte und Mägde nun Nachkommen jüngerer nicht erbberechtigter Familienmitglieder, die eigenen Besitz nicht erworben hätten, mögen sie Kinder von Weiskläserinnen oder als Sklaven gekauft sein, sicher ist, daß ihre untergeordnete Stellung sich auf ihre ökonomische Abhängigkeit gründete.

Schließlich unterlag auch die Heirath der rechtmäßigen Frauen dem wirtschaftlichen Nutzen. Sie wurden einfach den Eltern abgekauft. So diente z. B. Jakob seinem Oheim Laban um dessen Töchter Lea und Rachel je sieben Jahre. Die Mädchen selbst wurden um ihre Zustimmung nie gefragt; auch wird wohl nie eine Neigung ihrerseits

¹⁾ Aus der Monatschrift „Deutsche Blätter“. Gger.

erwähnt. Der Mann jedoch, als Herr seiner Reigung, machte diese auch geltend. Jakob liebte Rahel, weil sie schön war. Dessen ungeachtet, war die Ehe in erster Linie Sache der Konvenienz (Isaak ließ um Rebecka, ohne sie zu kennen, durch den Diener seines Vaters werben); denn konnte die Frau auch nicht erben, so wurde doch die Verbindung mit einer reichen und mächtigen Familie hoch geschätzt. Seine geschlechtlichen Schönheitsgelüste konnte der Patriarch in dem völlig ungehinderten Umgang mit seinen Mägden befriedigen und that dies denn auch nach Vermögen. (Genesis 25, 1 u. 6; 28, 9).

Diesen wirtschaftlichen Verhältnissen und den aus ihnen hervorgehenden sozialen Einrichtungen entsprach auch die religiöse Vorstellung jener Zeit. „Der Gott Abrahams“ ist ein Gott des Reichthums und der Fruchtbarkeit: „Und Isaak säte in diesem Lande und erntete in diesem Jahre das Hundertfache; denn der Herr segnete ihn.“ Der Patriarchengott befehlt Abraham, als diesem von seiner rechtmäßigen Frau Sara ein Sohn geboren war, die Magd Hagar mit ihrem Sohne Ismael in die Wüste zu stoßen. Kleine Gewissensbisse bei dieser grausamen Handlungsweise werden beschwichtigt durch die Versicherung, Ismael solle der Stammvater eines Volkes werden, „denn er ist ja von deinem Blut.“ Und so noch oft in der biblischen Erzählung von der Vergangenheit des israelitischen Volkes.

Leider ist das Bild von der patriarchalischen Familie, das wir in dem ersten Buch Moses finden, nicht ganz rein. Vielleicht bieten Geschichte und Sage des Orients bessere Typen. Der Dichter hat hier sicher einige Züge seiner eigenen späteren Zeit hineingetragen. So ist der Wunsch nach zahlreicher Nachkommenschaft sicher patriarchalisch, die häufige Verheißung „und ich werde dich zu einem großen Volke machen“ ist dagegen offenbar erst später, als die Ereignisse ihr zu entsprechen schienen, hinzugefügt, spätere ex eventu gemachte Formulierung dieses Wunsches.

Solche Stellen erinnern lebhaft an Vergils Aeneis, in der sich ähnliche den Römern und Augustus schmeichelnde Verheißungen vorfinden. Ebenso ist sicherlich die Prophezeiung bei der Verstokung Hagars später hinzugefügt. Derartige in das Bild der biblischen Patriarchenfamilie hineingetragene Züge einer späteren Zeit sind aber jedenfalls im Keime in jener Familienform schon enthalten gewesen, denn die Zeit des Dichters ist nur die Tochter der geschilderten, deren Züge sie unverkennbar trägt.

Die oben angedeuteten gesellschaftlichen Zustände haben in unseren Augen viel Schattens und wenig Licht, sie erscheinen aber golden gegenüber ihrer fortgeschrittenen extremeren Gestalt, wie wir sie noch heute im Orient finden.

Gab es vorher auch Herren und Knechte, so war der Patriarch doch ein guter Herr, der zuweilen noch selbst arbeitete und schon allein dadurch seinen Knechten näherstand. Sobald sich jedoch die Wirtschaft weiter entwickelte, der Ackerbau bekannt wurde, die technischen Fertigkeiten zunahm, sobald es den Besitzenden möglich wurde, die Arbeit und Mühe ganz auf die Schultern der Besitzlosen abzuwälzen, da wurde auch die Kluft zwischen arm und reich immer größer, da erzeugten jene Triebe des Besitzes, deren Keime wir schon in der patriarchalischen Familie der Bibel vorfinden, gewaltige scheußliche Pestbeulen der Menschheit.

Aus den Patriarchen wurden herrschsüchtige grausame Despoten, aus den Knechten speichelledende Höflinge und zitternde Sklaven. Götter dünkten sich die Reichen und behandelten ihre Mitmenschen wie das Vieh. Nur die Befriedigung ihrer Triebe und Gelüste: wollüstiger Grausamkeit, Ruhmsucht, Prunksucht, Eitelkeit u. s. f. bildete die Richtschnur ihres Lebens. „Die Welt soll zittern, wenn ich untergeh“, ruft Soliman und bricht mit seinen Schaaren in Europa ein. Immer wieder hegt er seine Janitscharen gegen die unbezwinglichen Mauern Sighets, obgleich schon zahllose Leichname die Wallgräben füllen. Zwar ist es nutzlos, aber er, der Herr, will es und sein Wille ist Befehl. Was kümmert es ihn, daß Tausende von Menschen dabei das Leben verlieren, er achtet sie ja nicht mehr als Hunde.

In der That, in diesem Urtheil über seine Unterthanen liegt etwas wahres. Die Menschen einer patriarchalisch-despotischen Gesellschaft lassen sich treten wie Hunde, tagenbudein noch dazu und lassen den Fußboden. Sie haben den Muth verloren, ihre Rechte geltend zu machen, ja sie haben diese Rechte selbst vergessen; sie halten die Ordnung der Gesellschaft, in der sie leben, für richtig und wenn das nicht, so doch für ewig, unabänderlich — bis einst die Berührung mit einem weiter vorgeschrittenen Volke oder ihre eigene Entwicklung, das Zusammenbrechen der alten Verhältnisse, das Hervortreten greller Widersprüche sie eines Besseren belehrt. Bis dahin aber bleiben sie die geduldigen, lammfrommen Schwächlinge, die ihr Joch nicht abzuschütteln wagen, oder sie unterstützen gar die Habgier und Herrschsücht der Reichen, weil sie hoffen, daß bei dem üppigen Mahle ein paar Knochen auch für sie abfallen möchten, oder weil sie — doch das trifft nur für wenige zu — begeistert sind für hohle Worte, deren wahren Grund sie verkennen: Dienstreue, Vaterlandsiebe u. dgl.

Ebenso traurig, wie die sozialen Beziehungen der Männer untereinander, ist die Stellung der Frau geworden. Zwar lebte sie schon in der patriarchalischen Familie in voller Abhängigkeit von dem Manne, nahm aber doch noch Theil an seinen Interessen, an seiner Wirtschaft. Rahel z. B. war eine Hirtin. Allmählich aber sind die Frauen ganz aus der Wirtschaft herausgedrängt worden, haben jede Selbständigkeit verloren und

somit die Stufe von Sklavinnen erreicht. Die Eifersucht des Mannes, ein Ausfluß des stark ausgeprägten Besitzgefühls, hat sie dann in enge Mauern gesperrt. Doch damit nicht genug. Es war der Reiz der Armen, die sich keine Weiber kaufen konnten, zu fürchten, und so wurden Tausende der reich- und machtlosen Sklaven entmannt und zu Wächter des Harems eingesetzt. So waren die Frauen von jedem männlichen und damit von jedem bildenden Verkehr ausgeschlossen, sie waren nur Werkzeuge zur Fortpflanzung und zur Befriedigung der Sinnlichkeit des Mannes, und zwar trat jene erste Eigenschaft nun weit hinter die letztere zurück. Der Mann vergrößerte seinen Harem, weil er Sinn für Schönheit und Abwechslung hatte. So kauften die Türkischen Sultane mit Vorliebe die schönen Kaufstättinnen.

Die Liebe des Mannes war also stets nur eine sinnliche, und demgemäß gestaltete sich denn auch die Lebensweise der Frauen. Den ganzen Tag lagen sie auf weichen Polstern, lustwandelten in schönen Gärten, lauschten schmeichelnder, wollüstiger Musik oder ließen sich schmücken, um ihrem Herrn und Gemahl zu gefallen, wenn er des Abends den Harem betrat und einer seiner Frauen das Taschentuch zuwarf, zum Zeichen, daß er geneigt sei, mit ihr die Nacht zu verbringen. Der Geschlechtstrieb von hundert Frauen und darüber wird den Tag über in raffinierter Weise gereizt, damit der Herr und Gebieter sich des Nachts mit einer ergötzen könne. Die Folgen waren selbstverständlich widerwärtige geschlechtliche Laster, die ihnen Gesundheit, Schönheit raubten und sie dadurch immer tiefer in das Elend stießen. Jene Auskultoren aber, die Favoritin, tyrannisierte während ihrer, zwar meist auch nur kurzen Herrschaft ihre Gefährtinnen in grausamer Weise und erzeugte dadurch eine Anzahl von Intriguen, auf die sich der sonst überall geknebelte Verstand der Frauen mit Leidenschaft warf.

Dies ist die bedauernswerthe Lage der weiblichen Hälfte der Menschheit in despotisch organisierten Gesellschaften. Millionen weiblicher Wesen haben dies dem Anschein nach so rosig, in der That aber äußerst elende Leben geführt, Millionen führen es noch. Denn die meisten Völker des südlichen und südlichen Asiens leben heute unter den geschilderten gesellschaftlichen Zuständen.

Ehe wir diese Betrachtung schließen, müssen wir eine Einschränkung hinzufügen. Die genannte Eheform und die damit verbundenen sozialen Erscheinungen waren Folgen des Privateigentums. Da aber die Entwicklung der Privatwirtschaft eine Vergrößerung des Klassenunterschiedes in sich schließt, so tritt mit der Zeit auch immer deutlicher eine Differenz zwischen den Lebensformen der Reichen und Armen hervor. Die oben beschriebenen patriarchalischen Ehe- und Familienverhältnisse finden nun in erster Linie Anwendung auf die Reichen, ihre typischen Züge treten am deutlichsten hervor bei den Reichsten, bei den Fürsten. Für die Armen, für „das Volk“, d. h. für die große Masse der Gesellschaft ist die gegebene Schilderung zu modifizieren.

Der Arme konnte sich, wenn überhaupt, so nur eine Frau nehmen. Für seine Armuth blieben nur die häßlichsten, ältesten, kränklichsten übrig. Seine Sinnlichkeit fand also wenig Nahrung, seine Eifersucht, schon geringer wegen des insolge der Armuth weniger ausgeprägten Besitzgefühls, keinen Gegenstand. Seine wirtschaftliche Lage fernere zwang ihn, die Frau zur Haus- und Erwerbsarbeit heranzuziehen. Infolgedessen hatte die Frau des Volkes in mancher Hinsicht eine bessere Stellung als die des Harems. Ihre Sinnlichkeit wurde nicht überreizt, ihr normaler Geschlechtstrieb befriedigt, ihr Leben nicht durch eifersüchtige Intriguen von Mißtrauen verbittert. Andererseits aber blieb sie die Skavin des Mannes. Er versagte über sie so unumschränkt und eigenmächtig wie über seinen Esel. In dieser absoluten Herrschaft des Mannes über das Weib liegt das gemeinsame Merkmal der Ehe des Armen und der des Reichen in der patriarchalischen Gesellschaft, und zugleich für diese letztere das Hauptcharakteristikum bezüglich der Frau. Die Vielweiberei der Reichen ist nur eine mehr nebenfällige Erscheinung.

Diese Ueberlegenheit des Mannes besteht aber, wie bekannt, wenn auch in milderen Formen, noch heute bei allen modernen Kulturvölkern, die doch in monogamischer Ehe leben. Die monogamischen Eheformen unterscheiden sich also von den patriarchalischen nicht wesentlich, sondern nur dem Grade nach, und man ist demnach berechtigt, die patriarchalische Ehe nur als die erste Phase der Monogamie zu betrachten, wie Friedrich Engels in „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ dies auch bereits gethan hat.

Ein kapitalistischer Spaziergang.

II.

Mein Gesellschafter fuhr fort:

Und am Abend des zweiten Montags im Mai, ja schon am Nachmittage, fehlte Niemand im Hause des Freundes. Alle die vor wenigen Wochen mit Farbstoff und Pinsel im Garten hantirt, waren vollständig zur Stelle, denn wir hatten Alle den Hausberrn lieb und wir wußten, das Fehlen auch nur eines Einzigen hätte ihn verstimmt. Aber siehe da — der Einzige, der eine Ausnahme machte und auf sich warten ließ, war gerade der Hausherr selbst. „So geht es die ganze Zeit“, entschuldigte und klagte zugleich die gute Frau Reni. „Sie Alle kennen ja meines Mannes Pflichtgefühl und da nimmt er sich kaum Zeit, einige Löffel Suppe an dem gemeinsamen Tisch zu genießen, und gleich ist er wieder fort, bei seinen Patienten.“

Wir trösteten die Frau Doktor mit dem Hinweis, wie die Frau eines Arztes ja kein Höheres verlangen könne, als ihren Mann so viel beschäftigt zu sehen, denn dies sei ja doch das beste Zeichen seiner steigenden Anerkennung und Werthschätzung. . . .

Und unter Thränen lächelnd gab uns Frau Reni recht. Mittlerweile war das Dunkel tiefer geworden und die Frau Doktor gab Auftrag, die Lichter anzuzünden. Die Mädchen huschten von einem Gasarm zum andern, hielten die Brenner an, aber über ein trübliches Flimmern war die Sache nicht hinauszutreiben. „Es ist unerhört, was man sich hier in Hamburg als Brenngas bieten lassen muß!“ brach die Frau Doktor ärgerlich los und gab Auftrag einige Oellampen in den Räumen zu vertheilen, bis der zur Hälfte gerufene Vice auf den Grund der Störung im Gasometer gekommen sein werde.

Die „Störung“ war aber auch ohne Untersuchung von dem Manne sofort auf ihre Ursache hin festgestellt.

„Heut de Fro Doktorin denn nicht leß, dat de Gasarbeiters freit?“ frug er mit einer vorwurfsvollen Miene. Die Gasarbeiter freiten! Und das just heute, wo es eine Illumination im Garten hätte geben sollen.

„Das ist in der That der Gipfel der Gemeinheit! Nun streifen viertens die Gasarbeiter!“

Für einen Augenblick erschien eine Unmuthsflaute in Frau Renis hübschem Gesicht, dann aber lachte es wieder freundlich wie zuvor. Es gab ja viele alte Petroleumlampen im Hause, dann die Kerzen in den Girandolen und nicht zuletzt die hübschen Papierballons, die im Garten an Schnüren von Baum zu Baum gezogen waren. Und mit gesteigerter Lustigkeit wurde nun abermals ein Akt der „Selbsthilfe“ in Szene gesetzt, alle Hände griffen zu und als endlich! endlich! — es war mittlerweile 9 Uhr geworden, — der arme Hausherr, gehet und todtmüde, in die Stube trat, da bligte es ihm aus allen Ecken und Winkeln helle entgegen. Das gab denn nun ein vermehrtes Vergnügen und wenn der Hausherr auch ein begreifliches Bedauern empfand, seinem lieben Geburtstagskinde, das mittlerweile zu Bette gebracht worden war, nicht einen herzhaften Kuss auf die frisch kirchrothen Lippen drücken zu können, so herrschte doch bald eine gesunde Fröhlichkeit in dem kleinen Kreise.

Da hörst, kling, klang — die Glocke!

Es wird doch nicht wieder . . . ? rang sich eine besorgte Frage von den Lippen der Frau Reni, indes sie ängstlich lauschend nach der Thüre blickte, in der jetzt die Magd erschien.

„Ein Mann bit!“ denn Herr Doktor, . . . stotterte das Mädchen, von dem abweisenden Blicke der Frau getroffen, verlegen.

„Das geht nicht. Sagen Sie, der Herr Doktor ist eben erst nach Hause gekommen oder besser, sagen Sie, er ist gar nicht zu Hause, man muß ja doch auch Mensch sein und ein wenig den Seinen gehören —“ rief die Frau Doktor ärgerlich.

„Ihr Mann aber sprach leise und mit einem gar seltsamen Ausdruck nur das eine Wort „Nemi!“ legte die Serviette bei Seite und verließ mit dem Mädchen die Stube. Eine einigermaßen gedrückte Stimmung blieb zurück. Frau Reni schämte sich offenbar ihrer Gereiztheit, obwohl jeder von uns dieselbe begriff.

Ihr Mann war während des ganzen Tages außer Hause gewesen, kaum daß sie sich zu Mittag gesehen. Und das am Geburtstage des Aeltesten. Und nun er endlich gekommen, sollte er gleich wieder fort und das noch ehe die Gesundheit des Kleinen mit einem Glase Wein begossen war.

„Der arme Kleine! Welch zarte Empfindsamkeit von dem Vater: Die Gesundheit des Kleinen muß mit Wein begossen werden!“

Wer hätte da gewagt, der Frau Reni Unrecht, — freilich auch, wer hätte es über sich gebracht, dem wackern und pflichtgetreuen Arzte nicht Recht zu geben!

Endlich war er wieder da. Frau Reni slog ihm an den Hals und bat in Flüsterlauten um Verzeihung. Er lachte und führte sie zu ihrem Stuh, auf den er sie setzte niederdrückte.

„War es denn wirklich ernst?“ sprach sie aufblickend, und wie nach einer letzten Entschuldigung suchend.

Ja, ein schwerer Bräunenanfall bei einem Kinde, entgegnete der Arzt.

Und?

Es ist gerettet —

Frau Reni neigte das Haupt. Ein Zittern ging durch ihren Körper und eine Thräne, die ich um nichts hätte missen mögen, rann ganz sachte über ihre Wangen. Man beglückwünschte den Arzt von allen Seiten.

Der erzählte nun die folgende kleine Geschichte:

„Aha! ich merke: Was Sie bescheiden „kleine Geschichte“ nennen, ist der Gipfel der ganzen Geschichte.“

Auf dem Rückwege gab mir der Vater des kranken Kindes das Geleite, und da entspann sich zwischen uns das folgende Gespräch:

Was sind Sie? fragte ich.

Maurmann. (Maurer).

Wo arbeiten Sie?

Jetzt gar nicht. Wi Maurer sind bliin Strifen.

Ah, Sie streifen. Und warum, wegen des Lohnes?

Ne, de Lohn is good, aber de Tid is to lang.

So? Und wie lange müssen Sie täglich arbeiten?

Tein Stünn. Dat is to veel. Deber acht Stünn hinnt fall de Minsh nich arbein. Acht Stünn Arbeit, acht Stünn Slop, acht Stünn Erholung, dat is recht und so fall et werden.

Wir waren an meinem Hause, so fuhr der Arzt in seiner Erzählung fort, da zog ich die Uhr und ließ sie den Mann sehen.

Es ist spät!

Ja, Herr, tein Uhr, sagte der Maurer zustimmend.

„Zehn Uhr Abends. Und wissen Sie, seit wann ich heute in Arbeit bin? Seit 8 Uhr früh. Nacht in Summa 14 Stunden, oder, wenn Sie eine Stunde Eisenzeit abrechnen, 13 Stunden. Hätte ich nun vorhin, als Sie gekommen waren, mich zu holen, geantwortet: Nein, ich gehe nicht, denn über acht Stunden hinaus soll der Mensch nicht arbeiten, was wäre da aus Ihrem todtkranken Kinde geworden? . . . So aber, mein guter Mann, wie in dem einen Falle es Ihrem Kinde hätte ergehen können, würde es uns Allen ergehen, wenn wir erst auf dem von Ihnen eingenommenen Standpunkt anlangten. An der Unvernunft, die Weltordnung nach einem im Voraus festgesetzten Stundenplane einrichten zu wollen, werdet Ihr, müßtun schließlich wir Alle scheitern. . .“

„Aber erlauben Sie mal! Sollte der Herr Doktor mit seinem 13stündigen Arbeitstag nicht etwas aufgeschritten haben? Kurz vorher hatte er doch einen ganzen Nachmittage hindurch Zeit, Anstreicher zu spielen. — Doch ich verstehe, übertreiben gehört zur Agitation und Sie sind jedenfalls ein geschickter Agitator. In sehr feiner Weise verschweigen Sie den Unterschied zwischen der beschwerlichen Maurerarbeit und der minder strapaziosen Thätigkeit des Arztes; Sie verschweigen ferner, daß der Arzt für seine Tische arbeitet, und dieselbe gewöhnlich reichlich füllt, während der Maurer . . . Endlich — sehr schlau! — thun Sie so, als seien die Herren Kapitalisten ebenso thätig, produktiv und für die Gesellschaft unentbehrlich wie der Arzt; Sie stempeln den braven Arzt zum Vertreter der Kapitalistenklasse. Und großartig, von geradezu über-

wältigender Wirkung ist Ihr Verweis auf die Weltordnung, an der die Arbeiterbewegung scheitern müsse. Etwas ähnliches hat ja auch die eiserne Durchlaucht neulich gesagt. Durchlaucht hat sogar von göttlicher Weltordnung gesprochen. Ja, das war eine tiefe Philosophie! — Aber erzählen Sie weiter! Ich bin gespannt, welche Wirkung der weise Herr Doktor erzielt.

Der Maurer sah mich verdutzt an.

„Verdutzt? — hm!“

Dann entgegnete er verwirrt:

„Ja mein godes Herr, Sie arbeiten aber ja doch nur mit dem Kopf um mich mit de Hann —“

Nur! Ich wollte schon scharf losfahren, da merkte ich wohl, wie den Mann mit einem Male die Empfindung überkam, eine große Dummheit gesagt zu haben. So bemerkte ich denn nur kurz: „Im Ernste glauben Sie ja selbst nicht, daß es mehr Anstrengung erfordert, eine Schicht Mauersteine aufzuführen, als einem Menschen das Leben zu retten.“

„Das haben Sie wieder fein gemacht. Welch agitatorischer Gegensatz: „Eine Schicht Mauersteine auführen“ und „Leben retten“! Sie Schlauberger verschweigen natürlich, daß der Arzt aus seinem herrlichen Garten, wo die Gesundheit seines strammen Bengels begossen wird, zu dem Arbeiterkinde gefahren ist, schnell ein Rezeptchen geschrieben hat und wahrscheinlich für den Besuch seine Rechnung schicken wird, — während der Maurer auf gefährlich schwanke Gerüst im Schweiß seines Angesichts zehn Stunden hindurch für die volle Tasche des Unternehmers schuftet und dafür kaum so viel Lohn erhält, um — die Rechnung des Arztes bezahlen zu können.

Der Maurer ging schweigend seiner Wege.

Auch wir schwiegen. Die Gedanken, die des Arztes kleine Erzählung geweckt, waren zu ernst und trotz des Rauchgefänkels, das dinstend und lieblich aus der Puschbowle stieg, war es, als hätte das Zeitgespenst mit seinen modrigen Schwingen unser Aller Sittnen berührt. Der Hausherr aber war nicht der Mann dazu, Mißstimmungen aufkommen zu lassen. Bald hatte er mit seinem eigenen, auch wieder ein heiteres Lachen auf allen anderen Gesichtern hervorgerufen, aufmunternd klangen die Gläser drein, Scherz Worte sagten einander und als ein allseitiges Mahnen zum Aufbruch erscholl, ohne daß der Hausherr etwas davon gehört haben wollte, da waren wir schon tief in den Dienstag hineingerathen. Endlich ertheilte auch der Hausherr dem Drängen der Anderen sein Placet! Und nun wurden die Tische gerückt und die Hände geschüttelt. Im Begriffe, nachzugehen, wie sich das Wetter gemocht, verflammte uns der Hausherr mit einem lauten Ausruf des Erstaunens um sich am Fenster.

Ihr könnt ja gar nicht fort, es ist ja stockfinstere Nacht ohne alle Belichtung, rief er, die Flügel weit aufstehend.

Wahrhaftig! Alle Gasflammen auf der Straße waren verloscht und nun lag vor uns ein undurchdringliches Dunkel. Nur zwei vereinsamte Lichtstrahlen glommen da unten, wie Iremische auf einem gräßlichen Moor: die Lichter der zwei Droschen, die gekommen waren, die mit Damen gesegneten Herren der Gesellschaft aufzunehmen.

Eine frische Bowle! Kommandierte der resolute Hausherr, der ernsthaft darauf drang, daß wir bis zum Morgen zurück an unsere Gläser kehren sollten. Nur mit Mühe gab er seine Zustimmung zu dem allgemeinen Aufbruch, doch auch dies erst, nachdem die Lenker der beiden Droschen sich dazu verstanden hatten, je sechs und sechs Personen in ihre Wagen aufzunehmen. Und so kehrten wir heim. Mancher mag vielleicht mit Schrecken in der Nacht vom Montag auf Dienstag in der Nähe der Uferufer geheimnißvolle Gefährte wahrgenommen haben, die dicht behangen, mit brennenden Papierlampen, sich in einem äußerst maßvollen Tempo fortbewegten. In diesen Gefährten sahen wir.

Ja, es ist schändlich, was sich eine gebildete Gesellschaft alles vom Pöbel gefallen lassen muß. Aber Ihre Dichtung ist großartig; ich möchte sie zur „Anklage-literatur“ rechnen; sie klagt nämlich die Arbeiter an und schreit nach Regierung, nach Polizei um Hilfe. Und dieser Schrei wird nicht unbeherzigigt verhallen; ich bin überzeugt, Herr Kollege, daß den „Streit-Regisseuren“ noch einmal kräftig das Handwerk gelegt werden wird. Und wenn dieser Freudentag für die Leser der „Hamburger Nachrichten“ erschienen ist, dann können Sie mit Stolz Ihrer Novelle gedenken, die ja auch etwas dazu beigetragen hat. . . . Nun aber, Herr Kollege, leben Sie wohl und seien Sie herzlich bedankt für das lehr- und gnußreiche Stündchen, welches mir der kapitalistische Spaziergang mit Ihnen verschafft hat.“

Zur vergleichenden Lohnstatistik.

× Unter dem Häuflein magerer Ideen — wahrer Falstaff-Nekruen, welche der bürgerliche Nationalökonom gegen die Sozialdemokratie ins Feuer zu führen pflegt, fehlt nie die Berufung auf die großen materiellen Fortschritte der Arbeiterklasse.

Was wart Ihr früher für verlumpte, arme Kerle und in weld' sürstlicher Lage wiegt Ihr Euch heute! Legt an die Gegenwart den Maßstab eurer eigenen Vergangenheit, und erkennt, wie herrlich weit ihr es unter des Kapitalismus Herrschaft gebracht habt; erstickt darum nicht länger mit verhärtetem Gemüthe den Dank, der euch gebührt!

Wahrhaftig verschwenderisch kann der Proletarier in diesem glücklichen Zeitalter leben. Er nimmt z. B. ein Zündhölzchen, um Abends Licht zu machen. Es geht ihm aus. Er nimmt das zweite, ein Zugwind verlöscht es wieder. Der gut situirte Arbeiter erschrickt darüber nicht, sondern reißt bloß voller Wuth noch ein drittes, vielleicht ein viertes an. Welcher Luxus! Vor Erfindung der Zündhölzchen konnte sich das der reichste Mann, und wäre er obendrein noch Papst oder Kaiser, nicht leisten! — Die Schilderung des iblehlichen Zündhölzchenglücks ist übrigens keine satirische Erfindung, mit eigenen Ohren habe ich sie von einem höchst ehrwürdigen Universitätskatheder herab vortragen hören.

Solchen Lächerlichkeiten gegenüber, die in den aller- verschiedensten Formen, oft auch in der steifsten Wissenschaftsverkleidung, auftreten, haben die Sozialdemokraten seit jeher leichtes Spiel gehabt. Ihre Widerlegungen waren schlagend.

Will man die Lage des Proletariats zu einer gegebenen Zeit beurtheilen, so muß man selbstverständlich einen festen Maßstab haben, mit welchem man dieselbe abmisst und mit anderen Lagen vergleicht. Der Konsum der Arbeiter wie der übrigen Klassen besteht nun aus einer Reihe von Gebrauchswerten (Wohnung, Nahrung, Feuerung u. s. w.), die, für sich betrachtet, unvergleichbar sind. Im wirklichen Leben werden sie aber doch verglichen — und zwar als Werthe, als Verkörperungen allgemeiner menschlicher Arbeitszeit. Der Geldpreis, den jede Waare kostet, ist, wie Marx nachgewiesen, wesentlich nichts anderes als der Ausdruck dieses in ihr enthaltenen Werthquantums. Im Geldpreis, den die verschiedenen Gesellschaftsklassen für ihre Leistungen beziehen und nach Belieben im Konsum verausgaben oder produktiv verwenden können, haben wir den Maßstab, um ihre Klassenlage gegeneinander abzumessen. Ein anderer existirt nicht. Dasselbe gilt natürlich, wenn man die gegenwärtige Lage des Proletariats nicht mit der ökonomischen Existenz der übrigen Gesellschaftsklassen, sondern mit den Lebensbedingungen, unter welchen die Arbeiter früherer Zeiten produzierten, vergleichen will.

Daß die Technik unter dem Kapitalismus rasch fortschreitet, gehört zum Wesen desselben. Immer neue Artikel werden erfunden, die alten mit immer geringerem Kostenaufwand hergestellt. Insofern die dauernde Revolution der Technik, die den Arbeiter als Produzenten der steten Gefahr der Arbeitslosigkeit aussetzt, die Industriewaaren verbilligt, kommt sie andererseits auch dem konsumirenden Arbeiter ein ganz klein wenig zu Gute. Er kann sich in der That, wenn er Lust dazu hat, tagtäglich den Verbrauch einer großen Menge von Zündhölzchen leisten. Auf diesem Feld erblühen denn auch die schönsten Blumen für die friedliebenden, himmelblauen Harmonieapostel.

Um zu konstatiren, ob und wie im Lauf der kapitalistischen Entwicklung sich die Lage der arbeitenden Klassen verändert, ist dagegen diese Thatsache so gut wie belanglos. Den Maßstab, mit dem allein ein solcher Vergleich vorgenommen werden kann, bietet, wie schon hervorgehoben, das Geld, die Waare, in welcher alle übrigen ihren Werth ausdrücken. Die beiden Größen, welche man mit diesem Maßstabe gegeneinander abzumessen hat, sind die Lage der arbeitenden und die der Mehrwerth aneignenden Klassen. Denn nur, indem man diese beiden mit einander vergleicht, läßt sich erkennen, ob die Arbeiter in Wahrheit gewinnen oder verlieren, ob ihr Antheil am gesellschaftlichen Gesamtprodukt bei fortschreitender Kulturentwicklung steigt oder fällt. Ihr Antheil drückt sich in der Summe aller Geldlöhne, der Antheil der Kapitalisten dagegen in der Summe aller auf Profit, Zins, Handelsgewinn und Grundrente beruhenden Geldeinkommen aus.

Eine solche Berechnung hat leider das Schlimme, daß alle Harmonie dabei zum Teufel geht, denn sie muß zu dem Ergebnis führen, daß das Lohnneinkommen kleiner und kleiner wird. Je mehr sich nämlich die bei Herstellung von Artikeln des Massenkonsums angewandte Maschinenteknik vervollkommnet, mit um so geringeren Kosten läßt sich das Existenzminimum, welches der Arbeiter zum Leben braucht, produziren; um so geringer kann folglich der Werththeil sein, den der Kapitalist ihm zu seiner Selbsterhaltung in Lohnform zahlt. Die mit der Verkürzung der Arbeitszeit fortschreitende Anspannung der Arbeitskraft und die immer größere Dimensionen annehmende Ausbeutung der billigsten Frauen- und Kinderarbeit, alles muß darauf hinwirken, die Rate des Mehrwerths zu erhöhen. Der vom Kapitalisten angeeignete Produktwerth nimmt also auf Kosten des in Lohnform an den produzierten Arbeiter gezahlten Werthes stetig zu. Die Lage des letzteren wird im Verhältniß zu der des Kapitalisten immer schlechter, weil sein Antheil am Gesamtprodukte sinkt.

Meistens wird aber von den Statistkern das eigentliche Problem, wie sich dieser Antheil der Arbeiter verändert, bei Seite geschoben; sie forschen nur, ob sich die proletarische Existenz im absoluten Sinne gehoben hat, ob dem Arbeiter gegen früher jetzt eine größere Summe der verschiedenen Güter zur Verfügung stehe. Es liegt auf der Hand, daß, wenn auch diese Frage bejaht wird, darum über den wirklichen Fortschritt der Arbeiter den andern Gesellschaftsklassen gegenüber noch gar nichts ausgesagt ist. Die Genußmittel dieser sind eben in noch viel höherem Grade gestiegen.

Wenn schon eine solche Fragestellung damit, wie weit der Arbeiter an dem jährlich anschwellenden, von ihm geschaffenen Reichthum theilnimmt, nichts zu thun hat, so bietet sie doch in anderen Beziehungen genug des Interesses. Um hierüber wirklichen Aufschluß zu erhalten, muß man sich vor allem die Methode, die Mittel klar-machen, welche die Statistik zur Lösung dieses Problems anwenden kann. Wie will man es bestimmen, ob der Arbeiter jetzt mehr Genüsse als z. B. vor 20 Jahren erhält? Und wie will man den Grad angeben, um welchen sich sein Konsum während dieser Zeit gehoben hat? Darum handelt es sich.

Das Geld, als allgemeiner Werthmesser, repräsentirt alle Waaren. Für Geld kann ich von jeder Waarenart soviel bekommen, als mir beliebt. Blieben mithin die Waarenpreise von Jahr zu Jahr unverändert, so ließe es sich sehr einfach feststellen, in wie weit der Konsum der arbeitenden Klasse in einem bestimmten Zeitraum gewachsen ist. Der Konsum stiege genau in demselben Verhältniß als das Geldeinkommen. Natürlich! So lange die Preise fest bleiben, erhält man von jeder Waarensorte für zwei Thaler die doppelte Menge als für einen.

Die Schwierigkeit liegt allein darin, daß im Gegensatz zu dieser Voraussetzung die Preise in dauerndem Schwanken begriffen sind. Läßt sich also auch in längeren Zeiträumen ein Steigen des Geldlohns konstatiren, so fragt es sich noch immer, ob nicht durch die Preischwankungen, das Theurerwerden vieler Artikel der scheinbare Gewinn der Arbeiter mehr als ausgeglichen wird. Für Beides, sowohl die Steigerung der Löhne als der gewöhnlichen Waarenpreise, lassen sich unzweifelhafte Belege anführen, und die Herren Harmoniker nutzen diese Dunkelheiten für ihre Zwecke nach Möglichkeit aus. Man wird ihnen das Handwerk erst dann gründlich legen können, wenn man beides, die Vertheuerung des Lebens und die Erhöhung des Geldlohns gegeneinander genau abzumessen vermag.

Der Konsum des Arbeiters hängt von der Kaufkraft seines Lohnes ab. Für diese gilt es daher einen Maßstab zu finden.

Nun ist die Kaufkraft des Geldes jeder besonderen Waarensorte gegenüber individuell, es giebt also keinen allgemeinen Ausdruck für sie; man kann nur sagen 1 Mk. kaufte in einer gegebenen Zeit von der und der Waarensorte so und so viel, von einer andern wiederum ein anderes Quantum. Will man mithin die Kaufkraft, welche das Arbeitereinkommen zu verschiedenen Zeiten besitzt, feststellen, so muß man fürs erste wissen, wie der Proletarier seinen Lohn verausgabt, wie viel seines Geldes auf Wohnung, wie viel auf Brot, Kartoffeln, Fleisch, wie viel auf Kleidung, Schuhwerk u. s. w. kommt.

Darauf vermag natürlich nur die Statistik zu antworten; ein solcher Ueberschlag über die ungefähre Eintheilung des Arbeiterbudgets ist denn auch von dem bekannten Statistiker Engel bereits vor längerer Zeit versucht.

Begen der vielen Angaben, die eine auf die Kaufkraft des Arbeitereinkommens gerichtete Untersuchung nothwendig machen würde, müßte man sich naturgemäß auf ein kleines Feld, z. B. auf die Arbeiter eines Gewerbes an einen bestimmten Orte, beschränken. Nehme man doch z. B. die Maurer oder die Zimmerer in Berlin, gerade solche Arbeitergruppen, über deren ökonomische Fortschritte das Unternehmertum am lautesten zetert. Sieht man nicht darauf, wie ihr Geldeinkommen, sondern wie sich die Kaufkraft desselben, also ihr wirklicher Konsum, in den letzten 40 Jahren z. B. gehoben hat, so kommt man zweifellos zu bedeutend anderen Resultaten.

Man bedenke nur die außerordentliche Mehrbelastung gerade der Berliner Arbeiter durch die enorme Miethsteigerungen, die nach einer städtischen Erhebung in dem Jahrzehnt 70—80 meist 50—70 pCt. betragen, und zwar bei Häusern, an denen während dieser Zeit kein Umbau vorgenommen wurde. Wie stark muß da das Geldeinkommen der Arbeiter steigen, nur um diese eine Verminderung seiner Kaufkraft auszugleichen!

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf die konkreten Verhältnisse eines besonderen Gewerbes näher einzugehen. Nur das allgemeine Schema, die Methode, nach welcher der Lohnstatistiker eine derartige Untersuchung zu führen hätte, will ich zu skizziren versuchen. Statt der Zahlen, welche nur der statistischen Beobachtung entnommen werden können, wende ich demgemäß Buchstaben, d. h. Zeichen für vorläufig noch unbestimmte Zahlen, an.

Der Durchschnittslohn eines Arbeiters in dem zu untersuchenden Gewerbe betrage in einem gegebenen Zeitpunkt a m. (m. Zeichen für Mark.) Von dieser Summe mag durchschnittlich $\frac{1}{2}$ für Wohnung, $\frac{1}{3}$ für Nahrung, $\frac{1}{4}$ für Kleidung, $\frac{1}{5}$ für andere Waaren verausgabt werden.

Die Summe dieser Ausgaben: $\frac{1}{2} a m. + \frac{1}{3} a m. + \frac{1}{4} a m. + \frac{1}{5} a m.$ ist dann gleich dem ganzen Lohnneinkommen = a m. Wenn nun in dem zu untersuchenden Zeitraum der Preis für die Wohnung von $\frac{1}{2} a$ auf $(\frac{1}{2} a + p)$ m., der für Nahrung von $\frac{1}{3} a$ auf $(\frac{1}{3} a + p_1)$ m., der für Kleidung von $\frac{1}{4} a$ auf $(\frac{1}{4} a + p_2)$ m., der für andere Waaren von $\frac{1}{5} a$ auf $(\frac{1}{5} a + p_3)$ m. steigt, so muß der Arbeiter, um nur dasselbe Waarenquantum wie früher zu konsumiren, statt $\frac{1}{2} a m. + \frac{1}{3} a m. + \frac{1}{4} a m. + \frac{1}{5} a m.$ jetzt $(\frac{1}{2} a + p) m. + (\frac{1}{3} a + p_1) m. + (\frac{1}{4} a + p_2) m. + (\frac{1}{5} a + p_3) m.$ verausgaben. Da $\frac{1}{2} a + \frac{1}{3} a + \frac{1}{4} a + \frac{1}{5} a = a$ war, muß folglich sein Geldeinkommen, falls der Konsum nicht sinken soll, von a m. auf $(a + p + p_1 + p_2 + p_3)$ m. gestiegen sein.

In dem Grade, als die wirkliche Erhöhung des Lohnneinkommens hinter dieser Summe zurückbleibt, hat sich die reale Lage des Arbeiters während des betreffenden Zeitraumes verschlechtert, in dem Grade, als die Lohnsteigerung diese Summe überholt, ist die Lage besser geworden. Auf Grund einer solchen Berechnung läßt sich Steigen wie Sinken des Arbeiterkonsums leicht abmessen und zahlenmäßig in Prozenten angeben.

Wahrscheinlich würden statistische Untersuchungen, nach diesem Schema ausgeführt, zu dem Ergebnis gelangen, daß, wenn schon das Geldeinkommen der beschäftigten Arbeiter (das Moment der immer größer werdenden Arbeitslosigkeit lassen wir hier ganz außer Acht) in längeren Zeiträumen sich erhöht, ihre reale Lage, ihr wirklicher Konsum nicht in dem gleichen, sondern in einem sehr viel geringeren Prozentsatz gewachsen ist. Interessant wäre es aber, könnte man diese Verhältnisse, wenn auch vorläufig nur bei einigen lokal umgrenzten Gewerken, in festen Zahlen ausdrücken.

Jede genauere Untersuchung, jede tiefere Erfassung der ökonomischen Zusammenhänge gestaltet sich notwendig zu einem neuen Angriff gegen den wirtschaftlichen Optimismus und seiner „kulturfreundlichen“ Harmonieapostel.

Ein Verzweigungsschrei des kleinen Handels- und Gewerbestandes.

(Eingefandt.)

I.

E. Kl. Wenn die Sozialisten sagen, daß das Kleingewerbe und der Kleinbetrieb überhaupt dem Untergang geweiht seien, und in richtiger Folge dieser Erkenntnis es verweigern, ihre Hand zu angeblichen Schutzmaßnahmen dieser Bedrängten (Zunungen u.) zu bieten, so sind urtheilslose Köpfe schnell mit der Behauptung bei der Hand, die Sozialdemokraten seien herzlos und wollten das untergehende Kleingewerbe nicht retten, ja Dummköpfe und Böswillige messen nicht selten der Sozialdemokratie die Schuld an dem Niedergang des Kleingewerbes bei.

So aber diese Vorwürfe sind, finden sie doch ihre Gläubigen.

Während nun aber politische Charlatane ihre Kräfte anstrengen, um durch reaktionäre Maßnahmen der Gesetzgebung bei den Kleingewerbetreibenden den Schein zu erwecken, als sei das Kleingewerbe durch gesetzgeberische Maßnahmen zu erhalten, geht die Entwicklung der Dinge unaufhaltsam ihren Gang und selbst den blöden Augen der Innungsgläubigen wird und muß es nach und nach klar werden, daß mit ihnen ein schamloser politischer Bauernfang getrieben wurde. Die Erkenntnis kann nicht ausbleiben, daß ein naturnotwendiger wirtschaftlicher Zerfalls- bez. Entwicklungsprozess seinen Weg geht, unbedenklich um künstliche Hemmnisse, und daß es richtiger und vernünftiger ist, dem Strome sein Bett zu graben, statt ihn abdammen zu wollen.

Noch ist diese Erkenntnis bei denen, die es zunächst angeht, nur zu einem geringen Theile vorhanden, noch finden die Innungsgläubigen und andere politische Quacksalber ihre gläubige Gemeinde, aber immer mehr bricht das Licht sich Bahn. — Die Gewalt der Thatfachen ist es, die zum Nachdenken, zum Erkennen zwingt, die Gewalt der Thatfachen ist es, die nicht nur den antiliberalen Bauernschädel, sondern auch den harten, dicken Schädel der Innungsbrüder mürbe macht.

Mögen Kleingewerbe und Kleinhandel sich sträuben wie sie wollen, mögen sie auf dem wirtschaftlichen Gebiete einen reaktionären Gesetzesparagrafen nach dem andern durchsehen — es hilft alles nichts. Das Kapital entreißt ihnen eine Position nach der andern.

Was nützt es den Kleingewerbetreibenden, daß sie Rohprodukten-Einkaufs-Genossenschaften errichten und sich dadurch den Vortheil des Engros-Einkaufs sichern? Das Großkapital kauft eben so billig, ja es kauft nicht nur eben so billig — es kauft meist noch billiger und es produziert billiger und beherrscht außerdem den Absatzmarkt weit mehr als der kleine Meister.

Und beim Handel liegt die Sache genau so. Der kapitalkräftige große Geschäftsinhaber ist nicht nur beim Einkauf der Waaren günstiger gestellt als der kleine, da er nicht selten die Produktion und den Produzenten seiner Waaren beherrscht, er ist auch beim Verkauf der Waaren in der Lage, seinen Kunden größere Vortheile zu bieten; er zieht durch seine glänzenden Geschäftsräume, seine großartige, geschickte Reklame die Kunden heran, setzt viel um

und kann selbst bei kleinem Profit noch ein gutes Geschäft machen.

Und wo das Kapital des Einzelnen nicht ausreicht, da thun sich eben mehrere Kapitalisten zusammen, da gründet man Aktiengesellschaften.

Wenn dieselben keine faulen Gründungen sind, sondern wirkliche kapitalkräftige Unternehmungen, dann erreichen sie ihr Ziel sicher.

In der Industrie beherrscht das Aktienkapital bereits das Terrain, anders liegen die Verhältnisse beim Handel und bei der Landwirtschaft.

Aber beim Handel wird jetzt auch das Privatkapital mehr und mehr verdrängt durch das genossenschaftliche oder das Aktienkapital.

Die Konsumvereine sind der Handelswelt schon längst ein Dorn im Auge, und nicht mit Unrecht, denn dieselben entziehen dem kleinen Privathandel einen großen Theil des Umsatzes und folglich auch des Profites, bedrohen ihn also in seinen Lebensinteressen.

So lange aber die Konsumvereine sich vorzugsweise auf das Gebiet des Kolonialwaarenhandels beschränken, überleben es die Handwerker dem Handelsstande, sich allein seiner Haut zu wehren und durch Rückwärtsentwicklung des Genossenschaftsgesetzes seine Interessen zu schützen.

Die Handwerker ereiferten sich höchstens gegen die Konsum- und Einkaufsvereine, wenn sie in Geschäften kauften, die an Mitglieder solcher Vereine Rabatte gewährten, wie dies namentlich bei Beamten und Lehrervereinen geschieht. Sie ärgerten sich darüber, daß sie für die gleiche Waare mehr bezahlen sollten als die Mitglieder solcher Vereine.

Ein anderes Ansehen bekam die Sache jedoch, als das genossenschaftliche bez. Aktienkapital auf Gebiete hinüber griff, wo nicht nur die Krämer Interessen hatten.

Es bildeten sich Vereine, die ihren Mitgliedern nicht nur Lebensmittel und sonstige kleine Bedürfnisse des Haushalts billig beschaffen wollten, sondern überhaupt alle Lebensbedürfnisse, soweit diese im Geschäftsverkehr zu haben sind.

Das traf auch die Lebensinteressen des Handwerkers mit seinem kleinen Laden und seiner Kundschaft.

Hierher gehört namentlich der deutsche Offizierverein, sowie andere Beamtenvereine, die sich nicht nur über eine Stadt, sondern über ganze Staaten, ja über das ganze Reich erstrecken.

Schuster und Schneider, Wäsche- und Zigarrenfabrikant, Möbel- und Kohlenlieferant — sie alle fühlten sich geschädigt, und schon mancher Nothschrei erscholl darob, um bei der Gesetzgebung ein geneigtes Ohr zu finden.

Noch weiter aber geht eine neuere Gründung. Es entstand in Berlin die Aktiengesellschaft: „Waarenhaus für deutsche Beamte.“

Diese Aktiengesellschaft bildet einen Konsumverein, zu dessen Beitritt sämtliche unmittel- und mittelbare Reichs-, Kirchen-, Hof- und Privatbeamte u. von den Gründern aufgefördert werden.

Die Kaufberechtigung, und zwar auf Lebenszeit, wird durch Zahlung eines einmaligen Beitrages von 10 Mark oder durch einen Jahresbeitrag von 3 Mark erworben.

Also über das ganze deutsche Reich und auf das ganze deutsche Beamtenthum soll sich dieser Konsumverein erstrecken.

Das ist aber auch notwendig, wenn außer den Vortheilen der Konsumvereine für die Mitglieder auch noch ein merklicher Profit für die Gründer herauspringen soll.

Die Gesellschaft will den Kaufberechtigten alles liefern, was sie an Waaren brauchen, sie will „sämtliche Bedarfsartikel, Gebrauchs-, Luxus- und Verkaufsgegenstände direkt an alle deutsche Beamte versenden, bezw. deren Lieferung gleich durch den Produzenten an den Abnehmer vermitteln.“

Die Geschäftstätigkeit soll zunächst von Berlin aus beginnen, es sind also Zweiggeschäfte in Aussicht genommen, die sich ja mit der Zeit über alle größeren Orte ausdehnen können.

Gelingt das Unternehmen, so wird das „Waarenhaus für deutsche Beamte“ — daran ist kein Zweifel — dem Handels- und Gewerbestande einen großen Theil gerade der besten Käufer entziehen, denn die Beamten ganz besonders sind infolge ihres Standes gezwungen und infolge ihres gleichmäßigen Einkommens auch in der Lage, ihre Einkäufe baar oder wenigstens bald zu bezahlen.

Verliert der kleine Handels- und Gewerbestand diese Kunden in dem Maßstabe, wie es geplant ist, und findet das Unternehmen auch für andere Gesellschaftskreise Nachahmung, dann müssen diese beiden Erwerbsklassen in kurzer Zeit den Boden unter den Füßen verlieren, und die bürgerliche Gesellschaft verliert eine ihrer festesten Stützen.

Der Detailhandel, eines so großen Theiles seiner Kundschaft beraubt, wird immer weniger in der Lage sein, die Verwaltungskosten zu erschwingen, und zahlreiche Geschäfte werden schließen müssen, zahlreiche Existenzen in das Proletariat hinabsinken.

Ganz ähnlich liegt das Verhältnis beim Gewerbe. Der Meister, der sich einige Gesellen hielt und im eigenen Laden deren Erzeugnisse verkaufte, wird noch weit weniger als bisher Absatz für dieselben finden. Die Konsumgesellschaften werden ihre Aufträge dem Großbetrieb, den Fabrikanten geben, weil diese leistungsfähiger sind, oder sie werden eigene Fabriken errichten. Berücksichtigt man ja einmal das Kleingewerbe, dann werden die Preise derart gedrückt werden (denn es soll ein Gewinn für die Aktionäre und die Kaufberechtigten herauspringen), daß es dem Meister ganz unmöglich ist, etwas an der Arbeit seiner Gesellen zu verdienen. Er kann diesen die Löhne doch auch nicht bis auf ein Nichts herabdrücken, und mit seinen primitiven Produktionsmitteln ist er schon an und für sich ungünstiger gestellt, als der Großbetrieb. Finden die Gesellen, daß sie sich in der Fabrik besser stellen, dann lassen sie einfach ihren Meister sitzen und gehen zur Fabrikarbeit über, bis endlich auch dem kleinen Handwerksmeister die Erkenntnis kommt, daß für ihn selbst der Uebergang zum Fabrikarbeiter eine wirtschaftliche Besserstellung bedeutet.

Der Handwerksmeister wird auf der einen Seite bedrängt von dem allmächtigen Großbetrieb, auf der anderen Seite von dem aufstrebenden Proletariat, das sich eine menschenwürdige Existenz erkämpfen will, — zwischen diesen beiden Mächten wird das Handwerk und das Kleingewerbe erbarmungslos zerrieben.

Die wirtschaftliche Entwicklung ist es, die diese kleinen selbstständigen Existenzen, diese festen Stützen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, mit rücksichtsloser Hand niederreißt und zerbricht.

Und der bedrängte Handels- und Gewerbestand fühlt die Gefahr, wittert das drohende Unheil, und in seiner Herzensangst schreit er nach der Polizei!

Briefkasten.

Salle a. S. Im Augenblick nicht bekannt. — Dübner. Um Gotteswillen, das sollen wir bringen, noch dazu unter dem Sozialistengesetz! — Frobenstraße. Rechtlich sind Sie dazu nicht verpflichtet.

Frankfurt a. M.

Allen Freunden und Parteigenossen empfehle ich die „Berliner Volks-Tribüne“ und ganz besonders die „Berliner Arbeiterbibliothek“. I. Serie 12 Hefte. Preis pro Heft 15 u. 20 Pf. 1. Heft: Ein sozialistischer Roman. 2. Heft: Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung. 3. Heft: Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. 4. Heft: Der Sozialismus in Frankreich seit der Pariser Kommune. 5. Heft: Charakterköpfe aus der französischen Arbeiterbewegung. 6. Heft: Die Hausindustrie in Deutschland. 7. Heft: Junger und Bauer. 8. Heft: Die wirtschaftlichen Umwälzungen und die Entwicklung der Sozialdemokratie. 9. Heft: Die Marx'sche Werththeorie. 10. Heft: Die Sozialdemokratie und der deutsche Reichstag. 11. Die soziale Frage auf dem Lande. 12. Heft: Internationale Arbeiterschutzgesetzgebung.

Möchte jeder Genosse dazu beitragen, daß die Bibliothek jeder Arbeiter bekommt, denn unsere Lösung muß sein: immer mehr Licht.

H. Faust,
Schäfergasse 15, 4 Tr.
Frankfurt a. M.

W. Gründel's Restaurant

(früher: R. Wendt.)
Dresdenerstraße 116.
Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstück-, Mittag- und Abendessen.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards und Kegeltischen. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß, Amt 9a. Nr. 578.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann,
Brunnenstr. 83, dicht am Humboldtthain.

„Berliner Arbeiterbibliothek“. II. Serie:

1. Heft:

Der Mythos von der Gründung des Deutschen Reiches.

Von Hans Müller-Rostock.

36 Seiten. Preis 15 Pf.

2. Heft:

Die antisemitische Bewegung i. Deutschland.

Von Gerhard Krause.

32 Seiten. Preis 15 Pfennige.

Wir empfehlen diese politischen Flugchriften, sowie die 1. Serie allen Lesern auf das Beste.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs und Filialen, sowie durch die Expedition der „Berliner Volks-Tribüne“, Berlin S.O., Oranienstraße 23.

Die Buchhandlung und Buchbinderei v. R. Kohlhardt,

34, Mariannen-Strasse 34,

empfehlen allen Bekannten ihre Schriften und Bilder.

Albert Auerbach,

Berlin S., Kottbusser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.
Keelle Bedienung. — Feste Preise.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,

Friedrichsbergerstr. 20 pt.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

[40

O. Klein.

15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Württer u. Bronceur (G. S. 60).

Kleider-Bazar

Reichenbergerstr. 149 an der Mantouffelfstr.

empfehlen Herren-Anzüge von 10—36 M., Sommer-Paletots von 12—30 M., Hosen von 3—12 M., Knaben-Anzüge, Drill-, Wasch- und Turnsch-Jaquets zu sehr billigen Preisen. Bestellungen nach Maß werden unter Aufsicht unseres Meisters Herrn Ignaz Weiland brillant ausgeführt.

Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik

von [46

Conrad Müller

Schwenditz-Leipzig

empfehlen sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.

Ausführung sauber und schnell.

Preislisten gratis und franco.

Empfehle den Genossen meine zum

Minimal-Lohn tarif der Berliner Tabakarbeiter verfertigten Cigarren.

Wilh. Boerner,

Ritterstr. 108, b. 2. Haus v. d. Prinzenstr.